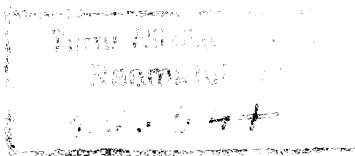


Die harrisch-wierische Ritterschaft

und andere historische Aufsätze

Von

Baron Georges Wrangell



Reval
Franz Kluge
1914

144

29.4
[Illegible text]
2544

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Die harrisch-wierische Ritterschaft	1
Zur Geschichte des Schwertbrüderordens	15
Die Schlacht bei Narva	25
Zum 100jährigen Geburtstage A. S. Puschkins	42
Eduard von Löwenstern und die Defabrikten, Gebrüder Murawjew- Apostol	49
Die Schlacht bei Grochow	68

Vorwort.

Von den nachstehend veröffentlichten Aufsätzen enthält nur ein einziger, nämlich der von dem Dekabristenaufstande handelnde, neues historisches Material, während alle übrigen nur Bekanntes und aus allgemein zugänglichen Quellen Geschöpftes darbieten. Indessen glaubte ich, daß es dem gebildeten Laienpublikum nicht unwillkommen sein dürfte, den sonst in den verschiedensten Quellen verstreuten Stoff hier nach einheitlichen, je nach dem behandelten Thema sich ergebenden Gesichtspunkten zusammengefaßt vorzufinden. Die Anregung zur gesammelten Herausgabe dieser Aufsätze, welche zum größten Teil von mir bei verschiedenen Gelegenheiten gehaltene Vorträge bilden, hat mir namentlich die wohlwollende Aufnahme gegeben, welche der vor dem estländischen Adelsverbande im März 1912 gehaltene Vortrag über die harrisch-wierische Ritterschaft bei meinen Zuhörern fand; das veranlaßte mich auch, die ganze Sammlung nach jenem Vortrage zu benennen, wenn auch die übrigen Aufsätze Episoden aus der baltischen und russischen Geschichte behandeln, welche zum Teil in viel spätere Zeiten fallen und mit der harrisch-wierischen Ritterschaft in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehen.

Druckfehler:

Seite 12 Zeile 8 von oben lies: „wie“ statt „wir“.

Seite 16 Zeile 10 von unten lies: „fratres“ statt „fratris“.

Die harrisch-wierische Ritterschaft.

(Vortrag, gehalten im März 1912 vor der Generalversammlung des estländischen Adelsverbandes.)

Den ursprünglichen Kern unserer heutigen estländischen Ritterschaft hat die harrisch-wierische Vasallenschaft gebildet. Der Ausdruck „Ritterschaft“ ist verhältnismäßig jungen Datums, er ist erst im Laufe des 16. Jahrhunderts aufgekommen. Die älteren Urkunden brauchen, wenn sie von der Vasallenschaft als Gesamtheit reden, den Ausdruck „Ritter und Manne“, „Ritter und Knechte“, wobei „Manne“ die deutsche Bezeichnung für das lateinische *vasallus* ist und Knecht soviel bedeutet wie Knappe.

Die Lande Harrien und Wierland bildeten das nördlichste und entlegenste jener sechs Territorien, in welche sich das flache Land des Gebietes unserer heutigen Ostseeprovinzen im Laufe des 13. Jahrhunderts nach ihrer Eroberung durch die Deutschen resp. Dänen teilte. Von den fünf übrigen Territorien waren vier die bischöflichen sogen. „Stifter“ und zwar Riga, Dorpat, Desel-Wiek und Kurland; das fünfte war das Ordensgebiet, welches zwischen den stiftischen Territorien schachbrettartig zerstreut lag und zu welchem unter anderen damals auch Serwen gehörte. In allen diesen Territorien, mit Ausnahme des Ordensgebietes, bildeten sich schon in früher Zeit gesonderte Vasallenschaften, denen Grund und Boden auf sogen. „Mannlehen“ verliehen wurden, für welche Form des Lehens die Vererbung nur nach der Schwertseite, d. h. im Mannesstamm, charakteristisch ist; der Inhaber des Lehens übte die Gerichtsbarkeit

über sein Gebiet aus, empfing Zins und Zehnten und war dafür seinem Lehnsherrn Heeresfolge nach Ritterart zu leisten verpflichtet, d. h. den schweren Reiterdienst im Harnisch und auf dem gewappneten Streithengst.

Von diesen Vasallenschaften ist diejenige in Harrien und Wierland die erste gewesen, welche sich korporativ zusammenschloß, und auch in ihrer ferneren Entwicklung ist sie stets den Schwestervasallenschaften um ein beträchtliches vorangeschritten und hat diesen bei Ausbildung ihrer Rechte und Privilegien zum Vorbilde gedient.

Diese größere Selbständigkeit der harriisch-wierischen Vasallen ist kein Zufall, wie wir gleich sehen werden, wenn wir die besonderen Verhältnisse der einzelnen Territorien betrachten, die in bezug auf die Begründung der Vasallenschaften in Frage kommen. Die Bischöfe in den Stiftern waren dazu genötigt, Vasallen heranzuziehen, weil das für sie die einzige Möglichkeit war, sich eine ständige Kriegsmacht zu schaffen, was für den Orden nicht zutraf, da dieser in seiner eigenen strammen Organisation schon eine genügende Militärmacht besaß und daher zunächst sein Land nur ausnahmsweise zu Mannlehen vergab; ganz besondere Verhältnisse herrschten nun in den 1219 von Dänemark okkupierten Landen Harrien und Wierland; Dänemark besaß selbst nicht die Kraft der Kolonisation, daher erklärt es sich, daß die Vasallenschaft, welche der Dänenkönig in den neueroberten, so entlegenen Gebieten anzusiedeln gezwungen war — wollte er sie nicht gleich wieder verlieren — aus Deutschland und nicht aus Dänemark einwanderte, ebenso wie auch die Bürgerschaft, welche sich im Schutze des befestigten Domberges zu Reval in der heutigen Ritter- und Raderstraße niederzulassen begonnen hatte. Daß die Vasallenschaft in Harrien und Wierland sich freier und unabhängiger entwickeln konnte als in den Stiftern, lag daran, daß der Landesherr sich weit entfernt in Dänemark aufhielt; sein Stellvertreter, der dänische Hauptmann (*capitaneus*), der im Schlosse zu Reval residierte, hatte nicht allzuviel zu sagen. An dieser Sachlage änderte auch die

kurze Zeit von 1227 bis 1238 nicht, in welcher der Schwertbrüderorden diese Lande innehatte. Zwar wurde eine große Zahl der dänischen Vasallen deutscher Nationalität von den Ordensbrüdern erschlagen und über 100 ihrer Leichen zu einer Pyramide auf dem Domberge aufgehäuft, den Rest der Vasallen aber hat der Orden verschont und sie ebenso ungehindert gewähren lassen, wie der Dänenkönig; auch der Ordensmeister war vorwiegend abwesend, meist lag er mit dem Ordensheer irgendwo weit im Felde.

Fragen wir uns nun, welches die Elemente waren, aus denen sich die Vasallenschaft nicht nur Harriens und Wierlands, welche, wie wir sahen, ja auch deutsch war, sondern auch der stiftischen Territorien zusammensetzte, so lautet die Antwort hierauf: vorwiegend aus Nordwestdeutschland, speziell aus Westfalen, aber auch — namentlich was die Einwanderung in Harrien und Wierland anbetrifft — aus Schleswig und Holstein stammende Geschlechter des niederen Adels. Inwieweit auch andere Stände, insbesondere der Bürger- und Kaufmannstand, zur Bildung der Vasallenschaften beigetragen haben, ist eine offene Frage. Es würde mich zu weit führen, auf diese sehr interessante Kontroverse näher einzugehen; jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß die Lehnsfähigkeit in Livland überhaupt weniger streng an einen bestimmten Stand gebunden war, wie im Mutterlande; vollends in den Landschaften Harrien und Wierland werden in dieser Beziehung noch mehr Freiheiten obgewaltet haben, da sie dänisch waren und die deutsch-lehnsrechtlichen Anschauungen den skandinavischen Ländern fremd waren, während in den stiftischen Territorien sich die strengen Begriffe des deutschen Lehnsrechts, wie diese erst kürzlich im Sachsenspiegel ihren Ausdruck gefunden hatten, immerhin noch mehr im Bewußtsein der Vasallen lebendig erhalten haben mögen.

Ich brauchte vorhin den Ausdruck „niederer Adel“; das war ein Begriff, der sich in Deutschland soeben erst ausgebildet hatte; was man dort „hohen Adel“ nannte, hat es in Livland,

genau genommen, nie gegeben; zum hohen Adel gehörten hier nur kraft ihres Amtes die Landesherren, die ja im Solibat lebten und daher keine Geschlechter begründen konnten. Der niedere Adel war in Deutschland aus Lehnsmännern und Ministerialen entstanden; diese letzteren waren ursprünglich waffentragende Gefolgsleute der Landesherren oder anderer Machthaber gewesen, zu denen sie in einem Hörigkeitsverhältnis standen und die nicht für vollfrei galten. Obgleich nun ohne Zweifel der größte Teil der sich in Livland niederlassenden Vasallengeschlechter aus der Klasse der Ministerialen hervorgegangen ist, so ist das Institut der Ministerialität selbst hier unbekannt geblieben, und man kann sagen: zum Glück. Mögen sich nun die Vasallenschaften aus mehr oder weniger verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt haben — eins steht fest: mit ihrer Niederlassung in Livland hörten alle Unterschiede innerhalb derselben auf; es gab keine Abstufungen, keine Titel, wie etwa Fürsten, Grafen oder Freiherren; mochten an äußerer Macht und an Reichtum noch so große Unterschiede vorhanden sein, rechtlich standen sie alle gleich und sie waren alle frei. Auch zog es in Livland keine Minderung der Standesehre nach sich, wie solches nach dem Recht des Sachsenspiegels der Fall war, wenn ein Ritterbürtiger von seinen Standesgenossen, nicht direkt vom Oberlehnsherrn, Lehnsgut empfing und so Vasall eines Vasallen wurde, oder aber zeitweilig Dienste bei einem Standesgenossen nahm.

Eine Unterscheidung hat es allerdings gegeben, die aber weder politische noch rechtliche Bedeutung gehabt hat, und zwar die zwischen Rittern und Knechten oder Knappen. Es war eine Zeitlang Modesache, sich durch Ritterschlag in den weltlichen Ritterorden, dem theoretisch die Ritterschaft der gesamten Christenheit angehörte, aufnehmen zu lassen, eine Mode, die später wieder abflaute. Wie wenig Bedeutung dieser Unterscheidung zuzuschreiben ist, geht u. a. daraus hervor, daß von den harrisch-wierischen Landesräten, die doch die erste Stelle im Lande einnahmen, durchaus nicht alle Ritter waren. Auch

kam es oft vor, daß der Vater sein Leben lang Knecht oder Knappe blieb, während der Sohn Ritter wurde. Diejenigen, welche etwa den Ausdruck Knecht für einen freien, nach Ritterart lebenden Mann befremdlich finden mögen, möchte ich darauf hinweisen, daß das englische Wort für Ritter „knight“, welches aus dem Angelfächsischen stammt, ursprünglich auch nichts anderes bedeutete wie Knecht. Von den Rittern und Knechten der Vasallenschaft sind streng zu unterscheiden die Ordensritter, welche die drei allgemeinen Mönchsgelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armut abgelegt hatten, wozu noch das besondere Gelübde des Kampfes mit den Ungläubigen kam; hieraus geht schon hervor, daß sie weder heiraten konnten, noch überhaupt ein Gut, also auch kein Lehnsgut, besitzen durften.

Die Entwicklung des Rittertums in den neubegründeten Kolonien an der Ostsee nahm einfachere, aber man kann sagen, gesündere Formen an wie im Mutterlande. So hat beispielsweise das Turnierwesen in Livland kaum eine Rolle gespielt; es fehlten hierzu die großen Höfe mit ihrer Prachtentfaltung; außerdem mußte man seine Waffen stets zu ernstem Gebrauch im Kampf mit inneren und äußeren Feinden bereithalten; zum bloßen Waffenspiel war keine Neigung vorhanden; dafür hat sich das livländische Rittertum von vielen schädlichen Auswüchsen rein zu halten gewußt, welche in Deutschland dank dem gänzlichen Niedergang der Kaisermacht üppig emporkücheln konnten. —

Das Fehderecht, welches nichts anderes war, als die legalisierte gewalttätige Selbsthilfe, ist allerdings auch bei uns geübt worden, und unsere Archive bewahren noch so manchen Absage- oder Fehdebrief; mit dem Landtagschluß zu Wemel von 1482 verschwand aber die Fehde in Livland vollkommen, also mehrere Jahre vor dem allgemeinen Landfrieden von 1495, durch welchen die Fehde in Deutschland untersagt wurde; tatsächlich verschwanden aber die Fehden aus der Praxis in Deutschland erst sehr viel später; die berühmtesten „Grumbacher

Sändel“, die als letzte Fehde bezeichnet werden, spielten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Das Raubritterunwesen, jene wahre Schmach des deutschen Rittertums, ist dagegen in Livland unbekannt geblieben.

Natürlich soll nicht behauptet werden, daß hier keine Gewalttätigkeiten vorgekommen seien; es war überhaupt ein hartes und trotziges Geschlecht, das in Harrien und Wierland heranwuchs; wie konnte es auch anders sein, wenn man die namenlos schweren Zeitverhältnisse in Betracht zieht, unter welchen dieses kleine Häuflein Deutscher sich inmitten der ihnen feindlich gesinnten Esten zu behaupten gezwungen war. In der St. Jürgen nacht des Jahres 1343 brach ein Estenaufstand aus, und alle auf dem flachen Lande in Harrien befindlichen Deutschen, Männer, Frauen und Kinder, wurden ermordet. Wenn man bedenkt, daß die harrisch-wierische Vasallenschaft kaum ein Menschenalter nach dem furchtbaren Schlage, den sie in jener St. Jürgen nacht, dem sogenannten „harrischen Mord“, erlitten hatte, wieder stärker dastand, als je zuvor, so muß zugegeben werden, daß es Leute nicht gewöhnlicher Art gewesen sein müssen, denen ein außerordentliches Maß von gesunder Lebenskraft innewohnte.

Als erste Urkunde, welche von einem korporativen Zusammenschluß der Vasallenschaft zeugt, wird gewöhnlich ein Bericht der Vasallen des damaligen Estland, d. h. Harrien und Wierland, an den König von Dänemark vom Jahre 1259 bezeichnet, in welchem sie sich selbst „universitas vasallorum per Estoniam constituta“ nennen. Wir können aber mit dem gleichen Recht eine Urkunde von 1252 aus unserem Ritterschaftsarchiv hierfür anführen, in welcher König Christoph I. von Dänemark seinen Mannen in Reval und Wesenberg den Besitz ihrer Güter nach Lehnrecht¹⁾ („Lanrect“) bestätigt und sie hierbei anredet: „universitati vestrae notum facimus“ usw. (Eurer Gesamtheit tun wir kund usw.) woraus hervorgeht, daß

¹⁾ Nicht „Landrecht“, wie es in der Übersetzung der Toll-Papstischen Brieflade heißt.

der König sie schon zu jener Zeit als eine geschlossene Masse betrachtet hat. Ein Landesrat, aus dem unser heutiges Landratskollegium hervorging, ist für Harrien und Wierland schon sehr bald darauf, noch im Laufe des 13. Jahrhunderts nachweisbar; zunächst als Gerichtsinstanz, aber schon früh auch mit administrativen Kompetenzen; diesen außergerichtlichen Charakter als politische Körperschaft hat unser Landratskollegium bekanntlich noch bis heute bewahrt. Eines Ritterschafthauptmanns wird erst gegen Schluß der Periode der Ordensherrschaft erwähnt. Wierland und Allentacken einerseits und Harrien andererseits hatten ursprünglich ihre besonderen Hauptleute; seit der Vereinigung von Harrien, Wierland, Terwen und der Wief 1584 wählen diese vier Landschaften einen gemeinsamen Hauptmann.

Nach dem Vorbilde der harrisch-wierischen Ritterschaft haben auch in den stiftlichen Vasallenkorporationen ganz analoge Einrichtungen Eingang gefunden. Die ordentlichen Versammlungen der Ritterschaft waren die Manntage, ursprünglich nur Gerichtstage, die aber auch zur Beratung interner Angelegenheiten benutzt wurden. Seit 1418 fanden in Walk, Wolmar, Pernau, Fellin förmliche Landtage statt, wo alle Stände sämtlicher Territorien zu gemeinsamer Beratung zusammentraten.

Mindestens ebenso wichtig aber wie diese politischen Rechte, in deren Genuß sich die Ritterschaften allmählich zu setzen gewußt hatten, waren für die innere Festigung des Bewußtseins der korporativen Zusammengehörigkeit, die Errungenschaften der harrisch-wierischen Vasallen in bezug auf die Erweiterung des Erbrechts am Lehngut. Das alte strenge Mannlehn kannte in der ersten Form, in welcher es in Livland auftrat, nur eine Erbfolge nach der Schwertseite, d. h. im Mannesstamme, und nicht nach der Runkelseite, denn die weiblichen Glieder der Familie hatten nur einen Anspruch auf Aussteuerung, „Beratung“, aber kein Erbrecht; das Heimfallsrecht an den Landesherren war ein sehr ausgedehntes; wir sehen aber, wie die harrisch-wierische Vasallenschaft von vornherein syste-

matisch darauf hinarbeitet, in dieses Heimfallsrecht eine Bresche nach der anderen zu legen — und der unterliegende Teil in diesem Kampf war regelmäßig der Landesherr. Schon das am Anfang des 14. Jahrhunderts für Harrien und Wierland aufgezeichnete sogenannte „Waldemar-Erichsche Recht“ kennt eine sehr bedeutende Beschränkung des Heimfallsrechts in dem Institut der sogenannten „samenden Hand“ — oder „Gesamthand“, kraft welchem mehrere Söhne und unberatene Töchter eines Lehnsmannen nach seinem Tode in ungeteiltem Besitz des Lehnsgrundes verbleiben konnten und nur einer der Brüder das Lehn zu „muthen“, d. h. vom Landesherrn die Investitur zu empfangen brauchte; die Belehnung zur gesamten Hand konnte sich auch auf mehrere Familien gemeinsam erstrecken. Die große Bedeutung des Gesamthandrechts in bezug auf die Einschränkung der Rechte des Landesherrn liegt klar zutage, dagegen ist sie in anderer Hinsicht stark überschätzt worden. Sie alle werden von jener Erbvereinigung zur gesamten Hand gehört haben, welche die vier großen, namentlich in den Stiftern reich begüterten Familien Tiefenhäusen, Ungern, Rosen und Urküll 1414 schlossen, die angeblich zum Ziele hatte, ein Lehnsgut, das einmal an eine der genannten Familien gefallen war, nie wieder herauszugeben, und welche der alte Supel einen „fürchterlichen Bund“ nannte, „der einem alles verschlingenden, aber nichts wieder herausgebenden Schlund“ ähnlich schien; Sie werden auch von der Opposition gegen diese Erbvereinigung gehört haben, welche in der sogenannten „Vereinigung der Gnadenjunker“ von 1523 ihren Ausdruck fand und zu welcher die Familien Zoega, Pattul, Pahlen, Sastfer, Vietinghof, Wrangel usw. gehörten, unter anderen aber auch zwei Urküll. Nun, gar so „fürchterlich“ braucht jene Erbvereinigung nicht gewesen zu sein; von der neueren Geschichtsforschung (Transehe) wird ihre Bedeutung jedenfalls stark in Zweifel gezogen.

Als Harrien und Wierland wieder an den Orden fielen, wurden den Vasallen die unter den dänischen Königen erworbenen Rechte im weitesten Umfang bestätigt.

Den Schlußstein in der Entwicklung des Erbrechts am Lehnsgut bildet aber die unter dem Druck späterer Zeiten den harrischen-wierischen Vasallen im Jahre 1397 verliehene, man kann sagen von ihnen ertrogte „Jungingensche Gnade“, so genannt nach dem Hochmeister Konrad von Jungingen, kraft welcher alle Lehnsgüter sowohl in männlicher wie in weiblicher Linie, auch in der Seitenverwandtschaft bis zum fünften Gliede vererben. Die ungeheure Bedeutung dieses auf Kosten der landesherrlichen Macht erweiterten Erbrechts liegt auf der Hand: jetzt war der Großgrundbesitz hinsichtlich seines Bestandes vor einer Beeinflussung durch den Landesherrn so gut wie sicher gestellt; es war andererseits durch die Garantie eines dauernden Grundbesitzes auch die Möglichkeit zu einer Entwicklung der Landwirtschaft und Hebung des Wohlstandes gegeben. „Diese Momente,“ schreibt Uxel von Gernet, „festigten innerhalb des Geschlechtsverbandes und der Schwägerschaft die Solidarität der agraren Interessen, indem sie diese vom Grundbesitz im allgemeinen auf das einzelne Objekt richteten. Eine solche Entwicklung mußte aber naturgemäß das Band, das die Vasallenschaft verknüpfte, enger ziehen und damit der Korporation Kraft und Widerstandsfähigkeit dem Lehnsherrn gegenüber verleihen“.

Die fundamentale Bedeutung dieses von der harrisch-wierischen Vasallenschaft errungenen Vorrechtes ist auch von den anderen Vasallenschaften voll erkannt worden, und alle haben sie sich früher oder später ähnliche „Gnadenrechte“ von ihren Lehnsherrn zu erwirken gewußt, deren viel bewundertes Vorbild aber stets die „Jungingensche Gnade“ war.

Gestatten Sie mir jetzt noch einige orientierende Daten über die äußeren Schicksale der harrisch-wierischen Ritterschaft mitzuteilen: 1237 war der Schwertbrüderorden in den deutschen Orden aufgegangen, gleichzeitig fielen Harrien und Wierland wieder an Dänemark zurück; 1346 verkaufte Waldemar IV. diese Lande dem Deutschen Orden für 19000 Mk. Silber, welche Summe von Dr. E. Seraphim auf 250000 Rbl. umgerechnet wird, und im Jahre darauf verpfändete sie der Hoch-

meister dem livländischen Zweige des Deutschen Ordens. Dieses Pfandrecht währte bis zum Jahre 1549, in welchem der Hochmeister dem livländischen Orden die Oberhoheit über Harrien und Wierland abtreten mußte.

1561 brach das alte Livland unter dem Ansturm des Soann Grosny zusammen, die Standesrechte der Ritterschaft des damaligen Estland wurden bei der Unterwerfung unter Schweden durch König Erich XIV. am 2. August 1561 bestätigt; der Ritterschaft von Harrien und Wierland hatten sich auch die wenigen in Serwen ansässigen Vasallen des Deutschen Ordens angeschlossen, die bisher keine Korporation gebildet hatten; nachdem sich 1582 die Ritterschaft der zum Stift Desel gehörigen Landschaft Wiek Schweden unterworfen hatte, dehnte König Johann III. am 25. August 1584 alle Harrien und Wierland erteilten Rechte auch auf diese Landschaft aus; von diesem Moment an kann man sagen, daß die harrisch-wierische Ritterschaft als solche aufgehört hatte zu existieren; die Lande Harrien, Wierland, Serwen und Wiek (ohne Dagden, welches erst im 17. Jahrhundert von Dänemark den Schweden abgetreten und mit der Wiek vereinigt wurde) bildeten seitdem eine politische Einheit, die zuerst die Bezeichnung Fürstentum, später Herzogtum Esten oder Estland trug; tatsächlich war Estland eine schwedische Provinz geworden.

* * *

Wenn Sie sich in diesem Saale¹⁾ umsehen, so finden Sie die Wappenschilder der Familien des estländischen Idigenatsadels in drei Gruppen angeordnet, von denen die erste, die unterste — mit Aderkas beginnend, sich in alphabetischer Reihenfolge fortsetzend und mit Zoege Manteuffel schließend — die sog. „Heermeisterlichen“ Familien umfaßt, d. h. die Familien, die vor dem Jahre 1561, in welchem der livländische Ordensstaat unterging, im Lande ansässig waren.

Der Ausdruck „heermeisterlich“, der sich bei uns als Be-

¹⁾ Dem Ritteraal zu Reval.

zeichnung der Periode der Ordensherrschaft Bürgerrecht erworben hat, verdankt seine Entstehung einem Mißverständnis: der Meister des livländischen Zweiges des Deutschen Ordens hatte als solcher den Anspruch auf das Prädikat „Herr“; aus „Herr Meister“ hat dann eine spätere Zeit den mißverständlichen Ausdruck „Heermeister“ und das Adjektiv „heermeisterlich“ gebildet.

Die zweite Gruppe umfaßt die während der schwedischen Herrschaft 1561—1710 ansässig gewordenen und die dritte, die seitdem, d. h. während der russischen Herrschaft in das Indigenat aufgenommenen Geschlechter. Bleiben wir bei der ersten sog. heermeisterlichen Klasse; es sind im ganzen 64 Wappenschilder. Reduziert man aber diese Summe auf die durch die Wappen repräsentierten einzelnen Familien, so kommen wir auf die Zahl 45. Diese 45 Namen decken sich ungefähr, aber nicht ganz mit den Namen der ersten Klasse unserer 1838 auf Grund der Matrikelprotokolle aus der Mitte des 18. Jahrhunderts zusammengestellten Ritterbank. In dieser fehlen nämlich die Familien Krüdener und Stryk, wogegen die Ritterbank die Familien Ermes und Löwe (Löwen) in der ersten Klasse nennt, deren Wappen sich in diesem Saal nicht vorfinden. Wie ich schon bemerkte, ist die Ritterbank auf Grund der Matrikelprotokolle zusammengestellt; diesen Protokollen zufolge wurden in die erste Klasse diejenigen Familien registriert, welche den Beweis führten, daß sie vor 1561 in Estland ansässig gewesen oder in die heermeisterliche Klasse der kurz vorher errichteten livländischen Matrikel eingetragen worden seien. Daraus geht schon hervor, daß sich die Begriffe Klasse I (die heermeisterliche) der estländischen Adelsmatrikel und Familien, welche der harrisch-wierischen Ritterschaft angehörten, nicht decken. Dennoch können wir annehmen, daß ein größerer Teil jener 45 resp. 47 Familien wohl aus der harrisch-wierischen Vasallenschaft hervorgegangen ist; die Ausnahmen hiervon festzustellen, dürfte nicht allzu schwierig sein; ich habe diese Untersuchung bisher noch nicht angestellt, es scheint mir aber dieses überhaupt eine

Frage von verhältnismäßig geringer Bedeutung. Die Unterschiede im Rassentypus der Vasallenschaften der Stifter und derjenigen in Harrien und Wierland, die zur Zeit der Dänenherrschaft, dank der damals wesentlich verschiedenen äußeren politischen Verhältnisse und sonstigen Lebensbedingungen noch vorhanden gewesen sein mögen, wie sich etwa heutzutage von dem allgemeinen Typus des Balten der des Kurländers als besonders scharf markiert hervorhebt — werden, wie ich mir das vorstelle, nach und nach zu Ausgang der Ordensherrschaft meist ganz verschwunden sein; es waren zum großen Teil dieselben Geschlechter, die sowohl in den Stiftern wie in dem Ordenslande begütert waren; sie waren vielfach untereinander verschwägert und hatten immer ein sehr deutliches Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit und ursprünglichen Standesgemeinschaft gehabt, mochte der Kampf zwischen ihren Landesherren, den Bischöfen und dem Orden — jenes unerquicklichste Kapitel aus der Geschichte Alt-Livlands — noch so erbittert toben; das spricht sich am deutlichsten darin aus, daß sich schließlich gegen Schluß der Ordensperiode, wie wir früher gesehen haben, innerhalb aller Vasallenschaften der einzelnen Territorien im wesentlichen gleichartige rechtliche wie soziale Verhältnisse ausgebildet hatten.

Von den vor Errichtung der Matritel ausgestorbenen, in Estland ansässig gewesenen Adelsfamilien will ich ganz absehen; es gibt aber eine Reihe von Familien, die noch heute blühen und notorisch zur harrisch-wierischen Ritterschaft gehört haben, jedoch nicht unter jenen 47 Namen vorkommen. Ich will nur ein paar Beispiele anführen: die Familien Orgies-Ruthenberg, Firkš, Hahn und Poll, nachweislich Geschlechter, deren Vorfahren Vasallen der Dänenkönige waren; von diesen sind die Orgies-Ruthenberg und Firkš in Estland überhaupt nicht immatrikuliert, weil sie zur Zeit der Errichtung der Matritel hier nicht mehr ansässig waren; auch die Familien Poll und Hahn waren es zu jener Zeit nicht, wir finden sie aber in der dritten russischen Klasse wieder, weil im Laufe des 19. Jahrhunderts

je ein Vertreter dieser Familien bei uns aufgenommen wurde.

Wir sahen also, daß zur Zeit der Kreierung der Matrikelkommission, d. h. um die Mitte des 18. Jahrhunderts die heermeisterliche Klasse unserer Matrikel mit 47 Namen vertreten war; wie viele dieser 47 können wir noch heute zu den unsrigen zählen? Zur Beantwortung dieser Frage stehen uns zwei Wege offen; erstens können wir nach den Grundbüchern feststellen, wie viele und welche dieser 47 Familien noch in der Gegenwart mit Rittergütern in Estland angeessen sind, wobei sich 23 heermeisterliche Namen ergeben und zwar folgende:

1. Bremen, 2. Budberg, 3. Bughövden, 4. Derfelden, 5. Engelhardt, 6. Fersen, 7. Kurfel, 8. Maybell, 9. Meyendorff, 10. Pahlen, 11. Rehinder, 12. Rosen a. d. S. Hochrosen, 13. Schulmann, 14. Stackelberg, 15. Stael von Holstein, 16. Taube, 17. Tiefenhausen, 18. Toll, 19. Urküll und Urküll-Gyldenband, 20. Ungern, 21. Vietinghof, 22. Wrangell, 23. Zoega und Graf Manteuffel; die letzte, vor 10 Jahren herausgegebene Landrolle weist außer den eben genannten noch zwei Namen auf, die inzwischen aus der Zahl der mit Rittergütern angeessenen in Fortfall gekommen sind: Essen (als Erbmasse) und Krüdener. Ziehen wir den Kreis etwas weiter und fragen wir, wie viele heermeisterliche Familien, wenn auch nicht gerade in Estland besitzlich, aber noch hier wohnhaft sind, resp. in engerer Fühlung mit der Heimat stehen, so gibt uns hierüber das Mitgliedsverzeichnis des Adelsverbandes Aufschluß. Dieses weist 26 heermeisterliche Namen auf, die sich im allgemeinen mit den Namen der in Estland mit Rittergütern Angeessenen decken, nur fehlt der Name Derfelden, wogegen die Namen Clodt, Essen, Salsa und Soven im Verzeichnis des Adelsverbandes vorkommen, aber nicht besitzlich sind. Also von 47 ist die Zahl allmählich auf 26 (27) zusammengeschrumpft; und jene übrigen 20, wo sind sie hin? — die einen ausgewandert, heimatfremd geworden, die anderen ausgestorben. Dieser Gedanke mag uns ernst stimmen; er braucht uns aber nicht zu

schrecken, das ist ein natürlicher Vorgang, wie alles Werden und Vergehen in dieser Welt; an Stelle der aussterbenden Geschlechter treten im Laufe der Jahrhunderte andere Familien, die aber ebensowohl durch Blutsverwandtschaft, als durch Tradition gemeinsam mit dem Rest der noch heute im Heimatlande blühenden heermeisterlichen Geschlechter die direkte Fortsetzung jener harrisch-wierischen Vasallenschaft bilden, welche den Grund zu unserer noch heute geltenden korporativen Verfassung gelegt hat.

Zur Geschichte des Schwertbrüderordens.

(Vortrag, gehalten 1902 in der Estländischen Literarischen Gesellschaft.)

Bei der Betrachtung der Entstehungsgeschichte Livlands muß einem jeden, der aufmerksam in dem Buche der Vergangenheit zu lesen versteht, vor allem die Fülle an urwüchsigter Kraft in die Augen fallen, welche sich bei der Entfaltung der ersten Lebenskeime des jungen Staatsgebildes allseitig geltend machte. Stärker als irgend sonst im späteren Verlauf der livländischen Geschichte erscheint uns die schaffensfreudige Energie der einzelnen Persönlichkeiten, gewaltiger und wilder die Leidenschaften — es ist ein großer, ein heroischer Zug, der diese erste Epoche der Geschichte unserer Heimat durchweht.

Ehrfurchtsvoll stehen wir vor der greisen Gestalt des ersten livländischen Bischofs, Meinhard, der Jahre hindurch sein Missionswerk bei den böshaften und treulosen Dünaliven bis zu seinem Tode fortführte, mit einer Selbstverleugnung und Geduld, wie sie nur reiner Idealismus gepaart mit eiserner Willenskraft einem verleihen können. Ungezügelter war sein Nachfolger Berthold, aber nur zwei Jahre ist es ihm vergönnt gewesen, Bischof von Livland zu sein: an der Spitze des siegreichen Kreuzheeres fällt er in der Schlacht mit den Dünaliven an der Stelle des heutigen Riga. Beinahe schien es, als sollte die deutsche Ansiedlung, die eben erst im Begriff stand, Wurzel zu fassen, durch die Ungunst der Verhältnisse wieder von den Ufern der Düna verschwinden. Zum Glück für die junge Kolonie jedoch wurde zu Bertholds Nachfolger ein Staatsmann ersten Ranges von ungewöhnlicher politisch-schöpfer-

rischer Begabung berufen: Bischof Albert, der eigentliche Begründer des livländischen Staates. Sein kühn angelegter, auf Begründung eines dauernden Staats in dem erst noch zu erobernden Lande gerichteter Plan ist ebenso zu bewundern, wie die Energie, mit welcher er an die Ausführung desselben schritt. In erstaunlich kurzer Zeit — vom Sommer 1201 bis zum Frühjahr 1202 — entstand die Stadt Riga, an der Stelle, wo Bischof Berthold gefallen war, und nun war Alberts nächstes Ziel die Schaffung einer ständigen militärischen Macht, denn er sah ein, daß für seine Zwecke — die Eroberung des heidnischen Landes — die ständig wechselnde Schar der Kreuzfahrer, die sozusagen nur zur „Saison“ von Deutschland herüberkamen, um für den päpstlichen Ablassbrief durch Mitmachen einer Kampagne gegen die ungläubigen Eingeborenen zu quittieren, nicht ausreichte. Ohne Zweifel ist es daher Bischof Albert selbst gewesen, der die Gründung des Schwertbrüderordens veranlaßt hat, wenn auch die Stiftung desselben in seiner Abwesenheit durch den Abt des Zisterzienserklosters zu Dünamünde, Theoderich (Dietrich), erfolgte; der Zeitpunkt der Stiftung ist in die Zeit nach der Abreise Alberts nach Deutschland, Frühling 1202 und die Mitte des Jahres 1204, in welchem durch eine Bulle des Papstes Innozenz III. die Grundzüge der Verfassung des Ordens geregelt wurden, zu verlegen. Der Name „Schwertbrüder“ („fratres gladiferi“ oder „ensiferi“) gehört erst späteren Geschichtsquellen an, die ursprüngliche Bezeichnung ist: „fratris militiae Christi in Livonia“ = „Brüder der Ritterschaft Christi in Livland“, auch „milites dei“ = „Gottes-Ritter“, welche letzterer Bezeichnung das russische „Воинъ дворянинъ“ in einer gleichzeitigen Urkunde (Vertrag des Fürsten Mstislaw von Smolensk mit Wisby und Riga 1229) entspricht, während der Ausdruck „меченосцы“ erst später aufkommt. Durch die obenerwähnte Bulle wurden dem neuen Orden die Regeln der Templer verliehen, welche außer der inneren Organisation sehr genaue Vorschriften über das äußere Verhalten der Brüder, über Verrichtung von Gebeten, ihre Mahlzeiten im Frieden.

wie im Felde usw. enthalten; ein sehr wesentlicher Unterschied aber bestand zwischen den Gottesrittern und den Tempelherren darin, daß der neue Orden nicht wie alle bisher gegründeten Ritterorden direkt dem Papst, sondern zunächst dem Bischof von Riga untergeordnet sein sollte. Bischof Albert hat es jedoch erfahren müssen, daß der Orden schon in der allerersten Zeit seines Bestehens begann mit ihm zu rivalisiren, und namentlich, seit Volquin Meister geworden, sich mehr und mehr selbständig hinzustellen. Der Orden bestand aus Ritterbrüdern, Priesterbrüdern und dienenden Brüdern, welche letztere sich wieder in Brüder Wapener oder Knappen und Brüder Handwerker schieden; alle leisteten die vier Gelübde des Gehorsams, der Armut, der Keuschheit und des Kampfes gegen die Ungläubigen (vom letztgenannten Gelübde waren die Priesterbrüder wohl ausgenommen). An der Spitze stand der Ordensmeister mit dem Sitz in St. Jürgenshof in Riga; es hat deren nur zwei gegeben: Wenno, der 1209 von einem der Ordensritter im bischöflichen Schloß zu Riga ermordet wurde und Volquin. Der Meister hatte im Kriege den Oberbefehl über das gesamte christliche Heer, welches außer dem Orden gewöhnlich noch aus Pilgern und Kreuzrittern, Vasallen des Bischofs, Bürgern und Kaufleuten der Stadt Riga und Abteilungen von getauften Indigenen bestand. Das Aufgebot erging aber vom Bischof von Riga als vom Landesherren. Dem Meister zur Seite standen die Komture, deren es in späterer Zeit fünf gab: in Reval, Fellin, Wenden, Segebold und Alskeraden; auch werden Ordensbögte von Harrien, Jerven, Sakkala und Ösel genannt, die wohl hauptsächlich als Steuerbeamte fungierten. Für die Ritterbrüder war Ritterbürtigkeit erforderlich, wir finden aber unter den uns überlieferten Namen von Ordensrittern nicht einen einzigen eines bekannten Geschlechtes; die Angabe U. von Richters, Dietrich von Buzhövden, Arnold von Meyendorff und andere deutsche Edelleute seien Ordensbrüder gewesen, beruht auf einem Irrtum, und auch die Annahme, als ob Meister Wenno dem Geschlechte

deren von Rohrbach und Volquin demjenigen der Schenk von Winterstetten gehört habe, ist als apokryph zu betrachten. — Im Felde waren die Ordensritter schwer gepanzert, beritten (jeder Ritterbruder hatte das Recht, drei Pferde mit sich zu führen) und mit Schwert, Lanze und Keule bewaffnet. Über dem ganz schmucklosen schweren Panzer trugen sie den weißen Ordensmantel, auf dessen linker Brustseite ein rotes Kreuz und darunter ein mit der Spitze nach unten gerichtetes Schwert eingewirkt waren; das letztere Abzeichen diente zum Unterschied von den Templern, die nur das Kreuz führten. Jedem Ordensritter diente ein Bruder Wapener, der für seine Pferde und Waffen zu sorgen hatte; die Brüder Wapener oder Knappen, die auch beritten waren, haben wahrscheinlich im Felde die von Heinrich von Lettland oft erwähnte Truppe der „Schützen und Armbrustirer des Ordens“ gebildet. — Dies sind in kurzen Zügen die inneren Einrichtungen des Ordens, dessen Aufgabe es sein sollte, im Zeitraum ungefähr eines Menschenalters das ganze Territorium der jetzigen Ostseeprovinzen zu erobern und zu christianisieren, mit alleiniger Ausnahme von Harrien und Wierland, deren Eroberung, nicht aber Kolonisierung, durch die Dänen erfolgte. Vergegenwärtigen wir uns, daß zur Zeit der Gründung des Ordens die Deutschen in Livland, abgesehen von Riga, eigentlich nur noch an zwei Plätzen, nämlich in Dünamünde und Ürküll saßen (Kirchholm, obgleich von Deutschen erbaut, hatten damals die Liven inne) und daß kaum 30 Jahre später das ganze Land vom finnischen Meerbusen bis südlich der Düna, im Osten von der Narowa und dem Peipus, im Westen vom Meer begrenzt, besäet war mit einem Netz von Burgen (im ganzen 17 an der Zahl), die untereinander durch Heerstraßen verbunden waren; ziehen wir ferner in Betracht, daß in diesem Territorium die Bevölkerung nicht nur getauft, sondern durch Einteilung des ganzen Landes in Kirchspiele und Begründung von Pfarrhöfen auch dauernd dem Einfluß abendländischer Kultur gewonnen war, so wird man nicht leugnen können, daß durch die zeitlich so kurze Wirksamkeit des Schwert-

brüderordens bereits alle Hauptgrundlagen geschaffen waren, auf denen sich die spätere Entwicklung und Blüte des livländischen Staates entfalten konnte. Wenn sich das christliche Heer auch aus mancherlei anderen Elementen zusammensetzte, so bildete der Orden als der hauptsächlichste stabile Bestandteil des Heeres, sozusagen das Rückgrat und den Kopf desselben, und man ist daher völlig berechtigt, von einer Eroberung des Landes durch den Orden zu sprechen.

Betrachten wir nun, mit was für Feinden es der Orden zu tun hatte, so finden wir, daß zu jener Zeit die Esten, jener tapferste, aber auch wildeste unter den Volksstämmen, welche die Deutschen in Livland vorfanden, ungefähr dieselben Wohnsitze wie heutzutage inne hatten, daß die Liven, mit denen die Deutschen zuerst in Berührung kamen, zu beiden Seiten der Düna sowie am Ufer des ganzen rigischen Meerbusens, die Letten im Südosten des heutigen Livland, die Semgallen südlich der Düna und die Wenden und Kuren im westlichen Kurland wohnten. Von nicht indigenen Feinden hatte es der Orden mit den Litauern, die 1208 einen Raubzug bis über die livländische Na unternahmen und denen der Orden schließlich zum Opfer fallen sollte, und mit den Russen zu tun, mit letzteren hauptsächlich als mit den Verbündeten der Esten; denn ihr Einfluß an der Düna war bereits 1208 durch Eroberung des vom Fürsten Wiatschko besetzten Rukenois (Rokenhusen) und die Demütigung des Fürsten Wsewolod von Gerzike endgültig gebrochen. Als Verbündete der Esten aber haben sie unter Wladimir von Pskow, der 1217 Odenpäh einnahm, unter Jaroslaw, Bruder des Fürsten von Suzdal, welcher 1223 mit 20 000 Streifern vier Wochen vor Neval lag, und unter demselben Fürsten Wiatschko, der 1224 Dorpat aufs Hartnäckigste verteidigte, zu den gefährlichsten Gegnern des Ordens gehört. Doch kehren wir zu den Indigenen zurück. Naturgemäß waren es die Liven, welche zuerst getauft und pazifiziert waren, da die Deutschen mit ihnen zuerst in Berührung kamen; bis zum Jahre 1208 waren auch die Letten, der friedfertigste unter den

indigenen Stämmen, dem Einfluß des russischen Fürsten Wsewolod von Gerzike entzogen und für den römisch-katholischen Glauben gewonnen: auch die Völkerschaften südlich der Düna sind um diese Zeit bereits als bezwungen zu betrachten.

Es beginnt nun der schwerste und blutigste Teil der Arbeit des Ordens: die Bezwingung der Esten, die eigentlich eine bis zum Jahre 1224 ununterbrochene Reihe von Kriegszügen bildet, und zwar sehen wir jetzt Letten und Liven stets mit dem Ordensheere an den Feldzügen gegen die Esten teilnehmen, indem sie hierbei die willkommenen Gelegenheit ergriffen, Rache an dem verhassten Nachbarvolk zu nehmen, unter dessen räuberischen Einfällen sie bisher beständig zu leiden gehabt hatten. Aber nicht nur den Letten und Liven gegenüber, auch untereinander lebten die Esten in beständigem Kriegszustande, in welchem kein Recht, kein Eigentum geschützt war und der Stärkere das nahm, was er dem Schwächeren abjagen konnte — Selbennut und Todesverachtung fanden sich bei diesem Volke gepaart mit Zügen großer Rohheit und unmenschlicher Grausamkeit. Es versteht sich von selbst, daß die wenigen kreuzgeschmückten Panzerreiter, denen es gelang, einen solchen Gegner, der noch zudem von den Russen auf das Kräftigste unterstützt wurde, in verhältnismäßig kurzer Zeit zu bezwingen, auch ihrerseits aus hartem Holz geschnitzt sein mußten und eine eiserne Faust führten. Etwa von 1210 beginnt das Ringen um die estnischen Landschaften Sakkale mit Fellin, Ugaunien mit Odenpäh und dem von den Russen besetzt gehaltenen Jurjew, um Terwen und später auch um Rotola (die Wiek), während 1219 die Gründung Revals und die Eroberung Harriens durch den Dänenkönig Waldemar II. vor sich ging. Fellin wird wiederholt genommen und verloren, desgleichen Odenpäh, bis endlich im Jahre 1224 mit der Eroberung Dorpats der Kampf mit den Indigenen vorläufig ein Ende nimmt (abgesehen von der Insel Desel, deren Eroberung später 1227 erfolgte) und somit das Festland als pazifiziert betrachtet werden kann.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Art und Weise,

wie sich der Orden in dem eroberten Gebiet einrichtete: laut einer Entscheidung des Papstes Innocenz III. vom Jahre 1210 sollte der Orden ein Drittel alles eroberten Landes vom Bischof zu Riga zu Lehen erhalten (also ein Drittel des von Liven und Letten bewohnten Gebietes), wegen des in Zukunft noch zu erobernden Landes aber unabhängig vom Rigaschen Bischof sich mit den noch zu ernennenden Bischöfen der betreffenden Gebiete auseinandersetzen; auf Grundlage dieser Bestimmung hat dann der Orden sukzessive folgende Gebiete in Besitz genommen: zuerst das am linken Ufer der Na bis zur Düna gelegene Drittel des von den Liven und Letten bewohnten Landes, dann nach Errichtung des Bistums Dorpat 1224 die westliche Hälfte desselben, nämlich die Landschaften Sakkale, Nurmegunde, Mocha und halb Wayga, dem heutigen Pernau-Felliner Kreise entsprechend, 1228 bei Gründung des Bistums Desel ein Drittel von Desel und der Wieß, desgleichen je ein Drittel der Bistümer Semgallen und Kurland; im ganzen hatte der Orden allein etwas mehr als ein Drittel des ganzen eroberten Gebietes inne, in dessen übrige zwei Drittel sich fünf Bischöfe teilten; hierzu kamen noch 1227 die den Dänen entrissenen Landschaften Harrien, Bierland und Terwen. Während die obengenannten, den Dänen entrissenen Landschaften bereits durchgängig von Vasallen, und zwar deutschen Vasallen besetzt waren, hat der Schwertbrüderorden in seinen übrigen Gebieten keine Vasallen gehabt und auch keine direkte landwirtschaftliche Nutzung des Grund und Bodens ausgeübt; er begnügte sich vielmehr damit; von den Eingeborenen den Zehnten zu erheben. Im übrigen wurden überall im eroberten Gebiet Pfarren errichtet, so daß es den neugetauften Indigenen nicht an geistlicher Bedienung mangelte. Der Eroberung folgte unmittelbar die gewaltsame Taufe sämtlicher Einwohner des betreffenden Gebietes. Es wird von Fällen berichtet, wo die eben getauften Eingeborenen wieder zu ihrem Heidenglauben zurückkehrten und sich die Taufe wieder abwuschen, und von Fällen, wo dieselben Eingeborenen, nachdem sie abermals bezwungen wurden, zum zweiten Male

getauft wurden. Als die Dänen in Estland auftraten, begann eine Rivalität zwischen Dänen und Deutschen, die sich darin äußerte, daß sie einander die Eingeborenen abzujagen suchten, um mit der Taufe zuvorzukommen. Man mag nun den moralischen Wert einer Taufe, die in der oben geschilderten, dem modernen Bewußtsein so befremdlich erscheinenden, im Mittelalter aber selbstverständlichen Weise gehandhabt wurde, noch so gering veranschlagen — den durch die Christianisierung erreichten immensen Kulturfortschritt wird keiner leugnen können. Lerneten die Eingeborenen doch jetzt zugleich mit der Achtung vor Recht und Gesetz nach dem bisherigen Zustande ewigen Krieges und völliger Rechtlosigkeit auch zum ersten Male die Segnungen des Friedens kennen. Die persönliche Freiheit der Eingeborenen ist von den Eroberern nicht angetastet worden, ebensowenig ihr Landbesitz. Zwar waren die Ordensritter gewiß keine milden Herren, und es wird ausdrücklich berichtet, daß es sich unter dem Krummstabe der Bischöfe leichter leben ließ, als unter dem Schwerte des Ordens. Es muß aber hervor gehoben werden, daß der päpstliche Legat Wilhelm von Modena, jener Freund Livlands, wie ihn Schiemannt nennt, als er in den Jahren 1225 und 1226 Livland besuchte, dort, wo es sich zeigte, daß der Orden sich Übergriffe den Eingeborenen gegenüber erlaubt hatte, alle diese Übelstände wieder abstellte und den Indigenen zu ihrem Rechte verhalf. Daß der ununterbrochene, fast 30jährige Krieg, den der Orden geführt hatte, auf diesen verwildernd gewirkt hat, läßt sich nicht in Abrede stellen. Ich hatte schon vorhin Gelegenheit, die Ermordung des ersten Ordensmeisters Wenno, durch einen Ordensbruder, zu erwähnen; in späterer Zeit ist noch so mancher wüste Gewalttath von seiten der Schwertbrüder zu verzeichnen, so namentlich, seit sie 1227 Estland den Dänen entrissen und sich auf dem Dom zu Reval festgesetzt hatten. Die mit ihrem Meister Volquin unzufriedenen Brüder warfen ihn in den Kerker und bemächtigten sich des ganzen übrigen, von den Vasallen besetzt gehaltenen Domes, wobei über 100 Vasallen erschlagen wurden, deren

Leichen von den Brüdern zu einer Pyramide aufgetürmt wurden; auch die Revaler Kaufleute und Bürger hatten arg zu leiden.

Um jene Zeit (1229) starb Bischof Albert. Wie anders war es doch gekommen, als er sich wohl bei Begründung des Ordens dessen Zukunft ausgemalt haben mochte! Statt eines gefügigen Werkzeuges zur Verwirklichung seiner politischen Ideen hatte er es mit einem mächtigen und gewalttätigen Rivalen zu tun gehabt, gegen dessen Übergriffe er sich wiederholt an den päpstlichen Richterstuhl zu wenden genötigt sah. Erst nach seinem Tode nahm die Verwirrung der inneren Angelegenheiten Livlands noch mehr zu. Durch den zur Ordnung der Verhältnisse entsandten Legaten Balduin von Alna scheint Papst Gregor IX. den Plan der Begründung eines päpstlichen Vasallenstaates in Livland aufgenommen zu haben. Balduin wurde mit sehr weitgehenden Vollmachten ausgerüstet; ihm wurde ganz Kurland übertragen und den Livländern befohlen, ihm auch Wierland, Jernwen und die Wiek auszuliefern. Er war aber nicht die Persönlichkeit, um diese Pläne durchzuführen. Vergeblich suchte er mit den geistlichen Waffen der Exkommunikation und Suspension gegen den Orden anzukämpfen, der seinerseits fortfuhr, sein Gewaltregiment in Harrien und Wierland aufrechtzuerhalten. Balduin mußte seinen Plan endlich dem schon von früherher in livländischen Angelegenheiten so gut bewährten Wilhelm von Modena einräumen; in dieser Zeit der äußersten Spannung und allseitig drohender Konflikte ist Meister Volquin mit dem Hochmeister des Deutschen Ordens, Hermann von Salza, behufs Vereinigung beider Orden in Verhandlung getreten, ohne hierbei jedoch auf sonderlich lebhaftes Entgegenkommen zu stoßen. Wahrscheinlich wäre es auch jetzt nicht dazu gekommen, wenn nicht am 22. September 1236 durch die Schlacht an der Saule (bei Bauske) die Katastrophe über die Schwertbrüder hereingebrochen wäre, welche den Dingen eine ganz unvorhergesehene Wendung gab; zahlreiche deutsche Pilger hatten nämlich Volquin zu einem Herbstfeldzug gegen die Litauer gedrängt, ließen ihn jedoch, als er

sich an der Saule von einer litauischen Übermacht angegriffen sah, im Stich, und verpaßten hierdurch den richtigen Zeitpunkt zum Angriff. Die Folge davon war, daß das ganze Kreuzheer, darunter Volquin mit 50 seiner Ritterbrüder, dem Kern des Ordens, niedergemacht wurde. In diesem Augenblick der äußersten Gefahr entschlossen sich die wenigen zurückgebliebenen Ordensbrüder, unterstützt von den Bischöfen von Riga, Dorpat und Desel zum Papst zu schicken und ihn um Inkorporation in den Deutschen Orden zu bitten; am 12. Mai 1237 ließ Papst Gregor IX. in Viterbo persönlich die Abgesandten der Schwertbrüder ihre mit dem roten Kreuz und Schwert geschmückten Mäntel gegen die weißen Mäntel mit dem schwarzen Kreuz des Deutschen Ordens vertauschen.

Hiermit hatte der Schwertbrüderorden aufgehört zu existieren. Livland aber mit Ausnahme von Reval, Harrien und Wierland, welches im Frieden von Stenby wieder den Dänen überlassen werden mußte, wurde von Hermann Balk, dem ersten livländischen Ordensmeister, für den Deutschen Orden in Besitz genommen. Dem livländischen Zweige des Deutschen Ordens hat die Geschichte die Verteidigung Livlands gegen innere und äußere Feinde im Verlaufe von mehr als drei Jahrhunderten zugewiesen — das Werk der Eroberung aber hatte der Schwertbrüderorden vollbracht.

Die Schlacht bei Narva

am 19. November 1700.

(Vortrag, gehalten 1900 in der Estländischen Literarischen Gesellschaft.)

Unter den zahlreichen militärischen Erfolgen Karls XII. hat wohl keiner in dem Grade dazu beigetragen, seinen Ruhm als Kriegsheld bei seinen Zeitgenossen zu begründen, wie die Schlacht bei Narva, und noch heute hat dieselbe für die große Masse des gebildeten Publikums hauptsächlich durch die mit ihr untrennbar verknüpfte Erinnerung an die Heldengestalt des jugendlichen Schwedenkönigs Bedeutung. Für uns Estländer tritt jedoch noch manches weitere Moment hinzu, welches uns Veranlassung gibt, des 200. Jahrestages jener auf estländischem Boden ausgefochtenen Schlacht zu gedenken; denn dieselbe kennzeichnet sich als das erste Zusammenprallen der schwedischen und russischen Macht in einem Kriege, der unser Land zwar durch die blutigsten Verheerungen heimsuchen, in seinem Endresultat jedoch eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen sollte, welche unserer Heimat — vergessen wir das nicht — eine Zeit fast 200 jährigen ununterbrochenen äußeren Friedens gewährleistet hat, eine Zeit, während welcher wir zwar vorübergehend den Kriegszustand gesehen, nie mehr aber die Gräuelpredatoren und Verheerungen der Kriegesfurie zu erleiden gehabt haben¹⁾.

Gar zu tiefbegründet waren die inneren Interessengegenstände zwischen der damals auf ihrem Höhepunkt stehenden Weltmacht Schwedens und dem seit dem Regierungsantritt Peters I.

¹⁾ Dieser im Jahre 1900 niedergeschriebene Satz läßt sich nach der Revolution von 1905 nicht mehr aufrechterhalten.

mächtig emporstrebenden Zarenreich, als daß der 1661 abgeschlossene sogenannte „ewige“ Friede zu Carls wirklich ein ewiger hätte bleiben können. So sehen wir mit Beginn des neuen Jahrhunderts ein gegen Schweden gerichtetes Bündnis zwischen Dänemark, Sachsen resp. Polen und Rußland zustande kommen und die Feindseligkeiten beginnen, indem zunächst die Sachsen in Livland eindringen und ihre Operationen gegen Riga eröffnen.

Mit einer Entschlossenheit und Schnelligkeit, wie sie keiner der Alliierten dem damals 18jährigen Schwedenkönig Karl XII. zugetraut hätte, drang dieser über den Sund und zwang Dänemark im Frieden von Travendal, dem Bunde gegen Schweden zu entsagen. Hierauf segelte er mit den Truppen, die er bei sich hatte, von Seeland nach Livland ab, in der Absicht, dem bedrohten Riga zu Hilfe zu kommen; von günstigem Winde begleitet, landete er am 6. Oktober (a. St.) 1700 in Pernau und erfuhr hier erst von der inzwischen erfolgten Kriegserklärung Rußlands und daß die Festung Narva bereits seit einigen Wochen belagert wurde¹⁾; da sich die Sachsen zugleich über die Düna in Winterquartiere zurückzogen, änderte Karl seinen ursprünglichen Plan und beschloß, dem von den Russen hart bedrängten Narva zu Hilfe zu eilen.

Wenden wir uns nun den Ereignissen zu, die sich inzwischen vor Narva und in dessen Umgegend zugetragen hatten: Mitte September waren die ersten russischen Truppen unter dem Kommando des Gouverneurs von Nowgorod, Fürsten Trubetskoi vor Narva eingetroffen, hatten die Narowa unterhalb der Stadt überschritten und gleich damit begonnen, Narva von der estländischen Seite her einzuschließen; auf seinem Zuge hierher hatte Trubetskoi die Festungen Koporje und Jama (Samburg) eingenommen. Gleichzeitig mit der beginnenden Einschließung Narvas durchstreiften kleinere russische Abteilungen nach allen Richtungen ganz Allentaden. Nur gering waren

¹⁾ Diese Tatsache wird in dem weiter unten erwähnten Artikel von A. Petrow bestritten.

die Streitkräfte, welche schwedischerseits zum Schutze des völlig offenen Landes den russischen Streifscharen entgegengestellt werden konnten; die Bürgerschaft des kleinen Städtchens Wesenberg stellte durch Bewaffnung aller ihrer Kaufgesellen und Lehrlingen eine Truppe von etwa 200 Mann auf; den Predigern im Lande, welche sämtlich tapfer bei ihren Gemeinden aushielten, und unter diesen vor allem unserem altbewährten Chronisten Kelch, Pastor zu St. Jakobi, gelang es, die durch den Einfall der Russen in panischen Schrecken versetzte Bevölkerung einigermaßen wieder zu beruhigen und ein Häuflein von einigen Hundert Bauern aus den Kirchspielen Simonis, Jakobi, Catharinen und Haljal unter die Waffen zu bringen, welches, geführt von Röttgert Tiesenhäusen, bei dem Paß an der Semme (dem Rundaschen Fluß) Posto faßte; desgleichen legte sich Oberstleutnant Reinhold von Liven mit 200 Mann estnischer Abelsfahne an die Purze (den Isehoffschen Fluß); zu diesem stieß der Oberst Aminow, der mit 400 Mann finnländischer Musketiere vom General Belling aus dem Feldlager zu Rujen in Livland ausgesandt worden war, um die Garnison von Narva zu verstärken, aber nicht mehr durch die inzwischen von den Russen errichtete Zirkumvallationslinie hindurchgekommen war.

Narva und das auf Ingermannländischem Ufer gegenüberliegende Zwangorod trugen zu jener Zeit äußerlich ungefähr dieselbe Physiognomie, wie noch heutzutage: Zwangorod mit seiner damals schon veralteten Befestigungsmauer, aus der in regelmäßigen Abständen sogenannte Rondelle oder Bastieitürme emporragen, und im Gegensatz hierzu Narva mit seinem Kranz von damals ganz modernen Bastionen, deren Bau 1682 begonnen hatte und erst ganz vor kurzem vollendet worden war; überdies war Narva sowohl mit Munition, als auch mit Proviant wohlversehen, verfügte über eine kleine, aber tapferere Garnison, und der wackere Kommandant, Oberst Rudolf Hennig von Horn, war durchaus entschlossen, den Platz bis aufs äußerste zu verteidigen. Als Trubestkoi bald nach seiner Ankunft einen Trommler mit Briefen an die beiden Kommandan-

ten von Narva und Zwangorod hinüberschickte, um dieselben zur Übergabe aufzufordern, ward ihm der mündliche Bescheid, die Antwort werde morgen kommen, und zwar „aus der großen Sintenflasche“, worauf am anderen Tage eine 300 Pfund schwere Granate aus der Bastion „Gloria“ ins russische Lager geworfen wurde. Um so eifriger setzten die Russen ihre Schanzarbeiten fort, allerdings nicht ohne empfindlich durch das Feuer der Belagerten belästigt zu werden; täglich kamen neue Transportkolonnen mit Belagerungsmaterial und Proviant an. Am 20. September war Generalmajor Buturlin mit bedeutenden Streitkräften, unter denen sich auch das Preobraschensksche und Semionowsche Garderegiment befanden, eingetroffen, und am 23. der Zar Peter selbst mit weiteren Verstärkungen. Der Zar nahm sein Quartier auf der heute nicht mehr vorhandenen Insel Ramperholm, schräg gegenüber dem Dorfe Websküll unterhalb Narva belegen. In seiner Begleitung befand sich der uns Revalensern so wohlbekannte, damals in polnischen Diensten stehende Herzog von Croy; derselbe führte jedoch während der Belagerung durchaus nicht, wie in manchen Geschichtsbüchern zu lesen, das Oberkommando, dasselbe wurde ihm, wie wir später sehen werden, erst unmittelbar vor der Schlacht übertragen, er hatte vielmehr den Auftrag von seinem Kriegsherrn, dem König August von Polen, erhalten, diesem einer Zusage des Zaren gemäß eine Armee von 30000 Russen zuzuführen, wozu es übrigens nie gekommen ist. Der Zar, der selbst nur die Stellung eines einfachen Kapitäns im Preobraschenskschen Regiment innehatte, nahm an allen Einzelheiten der vom polnischen Ingenieur-General Baron Hallart geleiteten Belagerungsarbeiten den lebhaftesten Anteil, wobei er sich bisweilen persönlich mit dem Abstecken der Linien für die auszuführenden Erdarbeiten beschäftigte; als ihm der Oberst Blumberg einst eindringlich zuredete, sich nicht allzusehr dem feindlichen Feuer auszusetzen, antwortete ihm der Zar gereizt auf holländisch: „We sich furcht, de blief wech, ic ben gehn hondsfott.“ Nach den Aufzeichnungen des Generals Hallart muß

es im russischen Lager hoch hergegangen sein; wiederholt schildert er die opulenten Mahlzeiten beim Fürsten Trubezkoi, bei denen der Sekt reichlich floß und die gewöhnlich mit einem oder mehreren „Schälchen“ Branntwein beschloffen wurden; gespeißt wurde von Silber; sowohl Trubezkoi, als auch der Herzog von Croÿ führten zahlreiches Küchenpersonal und Dienerschaft mit sich. Die russischen Truppen waren prächtig gekleidet und gut bewaffnet, litten aber, da sie zum überwiegend großen Teil ganz neu rekrutiert oder irregulär waren, an einem Mangel an Disziplin, weshalb der Zar gleich nach seiner Ankunft einen Galgen errichten ließ.

Am 1. Oktober traf General Adam Weide mit etwa 6000 und endlich am 13. Oktober als letzter Sukkurs Generalfeldmarschall Graf Golowin mit 13500 Mann vor Narva ein. Die Gesamtstärke der russischen Truppen vor Narva belief sich (nach Hansen, Geschichte der Stadt Narva) auf 45000 Mann; es darf aber behufs gerechter Beurteilung der Katastrophe, welche über diese Truppen hereinbrechen sollte, nicht außer acht gelassen werden, daß eigentlich nur 4000 Mann von diesen 45000, nämlich die Regimenter Preobraschenski, Ssemionowski und Lefort geschulte, alte Truppen waren; der übrige Teil der Armee bestand aus 25000 Mann von zwar regulären, aber erst 1699 nach Auflösung des Strelitzenheeres formierten Regimentern und 16000 Mann irregulären Truppen, die sich ihrerseits aus den Uldesfahnen von Moskau, Nowgorod und Smolensk, sowie 6600 Reitern unter dem Befehl Scheremetjews zusammensetzten. Nach anderen Angaben betrug die Stärke der russischen Armee nur 34000 Mann.

Kurz vor der Ankunft des Zaren hatte der mehrfach erwähnte General Hallart die Leitung der Belagerungsarbeiten übernommen. Die sogenannte Zirkumvallationslinie, welche Hallart bereits fast vollendet vorfand, zog sich vom Dorfe Weßküll unterhalb Narvas in einem großen Bogen über Nöteberg bis Soala oberhalb der Narowafälle, etwa gegenüber der heutigen Krähnholmer Fabrik hin in der Länge einer guten

deutschen Meile; sie war mit einer stattlichen Anzahl von Bastionen versehen und mit der Front nach außen, d. h. in der Richtung nach Lägena und Waiwara hin gerichtet und hatte zum Zweck, dem Belagerungsheer gegen ein etwa herandrückendes feindliches Entsatzheer die nötige Verteidigungsstellung zu gewähren; hinter der Zirkumvallationslinie und ungefähr parallel mit derselben lief die Kontravallationslinie mit der Front nach innen, d. h. gegen Narva gerichtet; zwischen beiden Linien befand sich das russische Lager. Die Kontravallationslinie hatte den Zweck, den eigentlichen Angriffsarbeiten der Belagerer zur Basis zu dienen. Diese letzteren wurden nun von Hallart nach allen Regeln der damals durch Vauban zu einem sehr hohen Grade der Vervollkommnung gebrachten Belagerungstechnik in Angriff genommen und bestanden im wesentlichen aus drei getrennten Systemen von Approchen und Batterien, von denen zwei gegen die Werke von Narva (von Westen und Süden her) und eines gegen Swangorod gerichtet war. Die in den Approchen mit Erdarbeiten beschäftigten Soldaten hatten stark unter dem feindlichen Feuer zu leiden; es wurde täglich eine größere oder geringere Zahl von ihnen getötet oder verwundet.

Am 20. Oktober waren die Belagerungsarbeiten so weit gediehen, daß das Bombardement aus fünf Batterien zugleich eröffnet werden konnte; doch mußte wegen Mangel an Munition von einem richtigen Brescheschießen abgesehen werden. Die Belagerten wehrten sich nicht nur durch lebhaftere Erwiderung des Geschützfeuers, sondern auch durch wiederholte Ausfälle; so ging es namentlich Anfang November bei Swangorod heiß her, wo es den Russen gelungen war, den Palisadenzaun zu durchhauen und dicht bis unter die Rondelle von Swangorod vorzudringen; der Versuch, ein Rondell zu untergraben und die Mauer mit Leitern zu ersteigen, wurde jedoch von der Swangoroder Garnison, welcher aus Narva über die von den Russen unter Feuer genommene Brücke Sukkurs geschickt wurde, blutig zurückgewiesen. Am weitesten gelang es den Belagerern

mit ihren Laufgräben von der westlichen Alttafe aus gegen Narva vorzudringen, und zwar bis auf das Glacis des Festungsgrabens, wo am 23. Oktober ein sog. Logement errichtet wurde; die „Contrescarp“, d. h. die äußere Böschung des Festungsgrabens, ist jedoch an keiner Stelle von den Belagerten erreicht worden. Während diese in der geschilderten Weise mit ihrer Maulwurfsarbeit beschäftigt waren, verbreitete sich im russischen Lager das Gerücht von der Landung des Schwedenkönigs; daraufhin ordnete der Zar an, daß der General Scheremetjew mit 5000 Mann Reiterei sich auf dem Revalschen Weg aufmachen solle, um zu rekognoszieren und u. a. auch ein von den Schweden in Wesenberg angelegtes Magazin zu zerstören. Wie wir wissen, lag an dem Isenhoffschen Fluß der Oberstleutnant Liven mit 200 Mann estnischer Adelsfahne; dieser entging durch einen geschickten Rückzug einer geplanten Umgehung durch die Scheremetjewschen Reiter und retirierte bis zu dem Paß an der Semme, wurde aber bald gezwungen, auch diese Stellung zu räumen und sich zugleich mit Aminow — zusammen kaum 600 Mann stark — bis dicht unter Wesenberg, nach Sommerhusen zurückzuziehen. Hier lag das kleine Häuflein in ständiger Erwartung des Angriffs durch die drohende Übermacht der Russen, welche jenseits der Semme Edelhöfe und Dörfer in Brand steckten, und auch diesseits des Flusses am 21. Oktober den Hof Teltks einäscherten. Weiter drang Scheremetjew jedoch nicht vor, weil er die Kunde erhalten, daß in Wesenberg bereits schwedische Truppen einzutreffen begonnen hätten. In der Tat war hier am 23. Oktober Oberst Reh binder mit dem Aboländischen und bald darauf die übrigen Regimenter des Generals Velling aus dem Lager zu Rußen eingetroffen. Scheremetjew zog sich über die Purze bis nach Saathof zurück. Velling sandte ihm die Majore Patkul und Jürgen Tiesenhausen, letzteren von der estnischen Adelsfahne, mit einem Reitergeschwader von 600 Mann nach; bei dem Saathoffschen Dorfe Warjel kam es am 28. Oktober zu einem Scharmügel, welches für die Schweden unglücklich verlief: sie mußten sich zurückziehen,

und beim Übergang über die Purze gerieten Major Pattul und Kapitän Alderkas nebst 26 Reitern in die Gefangenschaft der Russen.

Noch vor diesem Ereignis — am 14. Oktober — war Karl XII., der von Pernau aus das Feldlager zu Rujen besucht hatte, in Reval angelangt und daselbst vom Ritterschaftshauptmann Fabian Wrangel, dem Bischof Dr. Salemann mit den Predigern und dem Bürgermeister und Rat der Stadt Reval bewillkommnet worden. Sobald alle seine Truppen beisammen waren, brach er mit diesen am 5. November nach Wefenberg auf, um sich dort mit den Bellingischen Regimentern zu vereinigen. Von Wefenberg aus ließen, wie Kelch berichtet, die Landräte Otto Rehbinder und Gustav Christian von der Pahlen Kreis schreiben ergehen, daß die Amtleute und Bauern aufsitzen und auch zur königlichen Armee stoßen sollten; um dieser Anordnung aber ernstlich Nachdruck zu geben, war keine Zeit mehr vorhanden; so vereinigten sich denn mit der Armee des Königs außer den Bellingischen Regimentern bloß noch das erwähnte Reitergeschwader von 200 Mann estnischer Adelsfahne, und es trafen noch vereinzelt estländische Edelleute, soweit sich diese nicht schon von vornherein im aktiven Dienst befanden, bei der Armee ein. Mit diesen besetzte der König noch die letzten vakanten Offiziersstellen. Es heißt, daß König Karl erst, als er von Wefenberg aufbrechend am 12. November in den Sattel stieg, seiner Umgebung die Absicht kundgetan habe, Narva trotz der großen Übermacht der Russen zu entsetzen. Die schwedische Armee, welche, wie die Zeitgenossen berichten, aus nicht mehr als 3000 Reitern und 5000 Mann Fußvolk, allerdings durchweg bestem, in fortgesetzter, ernster Friedensarbeit wohlgeübtem Material und 37 Geschützen bestand, nahm ihren Weg längs der großen Straße über Hohenkreuz; nebenbei aber, parallel zu beiden Seiten der schwedischen Marschkolonne, zogen durch die Büsche und Wälder Scharen von Bauern, die ihre inzwischen verödeten und zerstörten Wohnstätten wieder auffuchten. Bei Maholm übernachtete die Armee unter freiem Himmel und

rastete den 14. November über, um am 15. früh in zwei Kolonnen über den Paß an der Purze nach Saakhof zu marschieren, während der Troß und die Artillerie als dritte Kolonne unterhalb des Glintes längs dem Seestrande (von Afferien und Iphenhof) marschierte. In Saakhof wurden einige Häuser und auch etwas Fourage vorgefunden, was den König veranlaßte, den 18. November über dort zu bleiben. An dem Paß bei Pühhajöggi erwartete man auf Widerstand seitens Scheremetjew's zu stoßen; es wurde daher General Maybel mit 400 Reitern vorausgeschickt, um zu rekonoszieren, welcher am 17. November diesseits Pühhajöggi 800 russische Fouragiere antraf; hiervon benachrichtigt, eilte der König selbst mit der Avantgarde herbei, ließ, als er der Russen ansichtig wurde, plötzlich eine Lücke in der Front aufschließen, durch welche eine unvermutete Kanonensalve aus zehn hinter der Front befindlichen Feldstücken abgegeben wurde; das hatte zur Folge, daß nicht nur die 800 Fouragiere die Flucht über den Paß ergriffen, sondern auch Scheremetjew selbst, der mit seinen übrigen Reitern jenseits des Passes stand, sich schleunigst zurückzog und auch nicht einmal den Versuch machte, den ebenso wichtigen Paß bei Sillamäggi zu halten. Dieses war ein unverzeihlicher Fehler, denn die beiden genannten Pässe von Pühhajöggi und Sillamäggi boten ungewöhnlich günstige Positionen für die Verteidigung dar. Wie General Hallart später als schwedischer Gefangener auf seinem Wege nach Reval diese Gegenden passierte, ist ihm das auch aufgefallen, und er schreibt in bezug auf den Paß von Sillamäggi: „der in Wahrheit kapabel war, mit 6000 Mann eine Armee von 30000 Mann aufhalten zu können; allhier hat der General Scheremetjew recht erwiesen, daß er nichts weniger als ein guter Soldat, indem er nicht gewußt, was eine Passage sei.“ Auf diese Weise konnten die Schweden ungehindert durch diese beiden gefährlichen Pässe durchkommen. — An dieser Stelle möchte ich noch bemerken, daß die ausgedehnten Schanzlinien, die sich vom Strande bei Pimmeskil (gleich hinter Sillamäggi) über Waiwara bis über

den heutigen Bahndamm bei der Station Rorf hinziehen und noch heute deutlich erkennbar sind, damals noch nicht existierten, sondern erst 1704 bei Gelegenheit der zweiten Belagerung Narvas von den Russen angelegt worden sind. Als von Scheremetjew die Nachricht von dem unmittelbar bevorstehenden Heranrücken des Feindes ins russische Lager geschickt wurde, geschah etwas sehr Merkwürdiges: der Zar Peter erklärte, in dringenden politischen Geschäften nach Moskau aufbrechen zu müssen, und übertrug den Oberbefehl über die ganze Armee nicht etwa dem Generalfeldmarschall Grafen Fedor Golowin, der den Zaren begleiten mußte, — sondern dem wie aus den Wolken fallenden Herzog von Croy. Was kann den Zaren, welchem auch seine Weider nicht Mangel an persönlichem Mut vorwerfen, zu diesem Schritt veranlaßt haben? Offenbar hielt Peter die Folgen einer Katastrophe, deren Eintreffen er vielleicht mit Unrecht als unvermeidlich ansah, für politisch weniger verhängnisvoll, wenn seine eigene Persönlichkeit dabei aus dem Spiele bleiben konnte. — Croy sträubte sich anfänglich mit Hand und Fuß dagegen, das Obercommando zu übernehmen, da er, wie er behauptete, bisher mehr einem Gefangenen gleich behandelt worden und gar keine Fühlung mit den Truppen, deren Sprache er nicht kannte, hätte gewinnen können. Aber es half ihm alles nichts. Hallart schreibt hierüber: „Vier Stunden vor Tag schickte J. J. M. in Zeit von einer Stunde wohl sieben Boten an J. Ol. den Herzogen von Croy und nachdem sie sobald nicht fertig werden konnten, als came J. J. M. selbst zu sie fast consternirt, mit vielfältigen seiner natürlichen Gesten und Geberden sich sehr verstellende, da sie dann abermals J. Ol. das Commando übergaben und obwohl sich der Herzog dessen mit aller Erfinnlichkeit gleich des vorigen Abends entschuldigte, so wollte Alles nicht helfen, indem ihm der Zar gar zu inständig bat, auch einige große Gläser Sect dem Herzog nüchtern zutrank mit vielen Contestationes und Amittiebezeugungen, daß endlich J. Ol. nicht entbrechen konnte, es endlich zu acceptiren . . .“ So reiste denn der Zar mit Golowin in aller

Frühe des 18. November ab, nachdem er Croy eine schriftliche Vollmacht hinterlassen und ihm den Fürsten Dolgoruki als Kriegskommissarius beigeordnet hatte. Am nächsten Tage traf Scheremetjew mit seinen Reitern wieder im russischen Lager vor Narva ein. Unterdessen war Karl XII. bei dem damals abgebrannten Edelhofe Lagena angelangt, wo die durch den Marsch und das Wetter stark mitgenommene schwedische Armee die Nacht vom 19. auf den 20. November kampierte. Schon am Nachmittag hatte der König durch ein Raketenignal den Belagerten die Ankunft des Entsatzheeres zu erkennen gegeben.

So kam der Morgen des 20. Nov. schwedischen alten Stils (des 19. russ. a. St.) heran, des Dienstags nach dem 25. Sonntag nach Trinitatis 1700, der im schwedischen Lager wie immer mit Gottesdienst begonnen wurde; hierauf wurde Kriegsrat gehalten und der Beschluß gefaßt, die Russen in ihren Retranchements anzugreifen, falls sie nicht etwa aus denselben herauszulocken seien. Der König hielt hierauf eine kurze Ansprache an seine Truppen: Sie möchten im Vertrauen auf Gott und die gute Sache tapfer und freudig ans Werk gehen, wobei er selbst mit gutem Beispiel vorangehen wolle; wie er selbst bereit wäre, sein Leben für sein Königreich und seine Untertanen einzusetzen, so erwarte er auch ein Gleiches von letzteren; falls Gott ihn beim Leben erhalte, versprach er für Kinder und Angehörige derer, denen es beschieden sei, in der bevorstehenden Schlacht ihr Leben zu lassen, zu sorgen. — Dann rückte er unter der Losung „Mit Gottes Hilfe“ etwa um 10 Uhr morgens in voller Bataille ins flache Feld vor dem russischen Retranchement hinaus, wo aus vier Stücken die doppelte schwedische Losung geschossen wurde, um die Russen zur Schlacht herauszufordern; da diese aber nicht hervorkamen, begannen die Schweden sich zum Sturm vorzubereiten, indem sie sich mit Faszinen versahen. Auf russischer Seite hatten die Truppen schon während der ganzen Nacht die Retranchements der Sirkumvallationslinie besetzt gehalten. Am Morgen des 20. Nov. hatte der Herzog von Croy die ganze Sirkumvallation umritten.

Von der Höhe bei Nöteborg aus bemerkte er das Heranrücken der Schweden. Als Losung wurden drei der größten Stücke gelöst, auf der ganzen Linie wurden die Spiele gerührt und die Fahnen aufs Retranchement gepflanzt. Es wurde jetzt von beiden Seiten kanoniert, jedoch ohne besonderen Erfolg. Von der russischen Stellung aus konnte man die Bewegungen der schwedischen Armee wahrnehmen, die sich zum Angriff vorbereitete.

Folgendermaßen war die Schlachtordnung der Schweden: der linke Flügel, bei dem sich der König selbst an der Spitze seiner Trabanten befand, wurde von General Rehnfsjöld kommandiert; unter ihm kommandierten General Maydel und Oberst Magnus Stenbock die beiden Hauptattacken und General Ribbing die Kavallerie, unter welcher sich auch die obenerwähnten Königstrabanten befanden. Der rechte Flügel wurde von General Belling kommandiert; unter ihm befehligte General Wachtmeister die Kavallerie und General Poste die Infanterie; dem rechten Flügel ganz voran schritten Leutnant Rehnfsjöld und gleich hinter ihm Kapitän Graf Sperling, jeder mit einem Kommando Grenadiere, welche, der damaligen Praxis entsprechend, Handgranaten mit sich führten. Hinter beiden Flügeln stand die Artillerie. Es war mittlerweile 2 Uhr nachmittags geworden, als von schwedischer Seite durch ein Raketen-signal das Zeichen zum allgemeinen Angriff gegeben wurde. Ein günstiger Zufall kam ihnen zu Hilfe: während sie zum Angriff schritten, erhob sich plötzlich ein Schneegestöber, welches die Angreifer vollständig den Blicken der Russen entzog. Im Laufe einer Viertelfunde gelang es den beiden schwedischen Flügeln, in die Retranchements einzudringen und die Russen von hier zu verjagen und zwar warf hierbei der linke schwedische Flügel naturgemäß den rechten russischen und umgekehrt. Auf dem linken russischen Flügel kommandierte General Udam Weide, dem es nach einiger Zeit gelang, seine Leute wieder zu sammeln und von neuem Posto zu fassen. Scheremetjew dagegen, der auf dem äußersten linken Flügel bei Soala stand,

ließ seine Reiter, ohne daß ein Schuß auf sie abgegeben worden, schwimmend über die Narowa setzen, wobei mehr als 1000 von ihnen in den Wellen des hier sehr reißenden Stromes ihren Tod fanden. Ähnlich ging es auf dem rechten russischen Flügel her, wo auch ein Teil der Armee bis an die Narowa gedrängt wurde; bei dem großen Gedränge der Flüchtenden brach die nach Kamperholm führende Floßbrücke, so daß auch auf dem rechten Flügel eine große Zahl von Russen in der Narowa ertrank. Hier waren es die Regimenter Preobrahsensk und Ssemenowst, welche allein tapfer Stand hielten, indem sie sich bei Websküll in einer Wagenburg verschanzten; während des Kampfes um diese Wagenburg ereignete sich der so oft erzählte Vorfall mit Karl XII., der im Graben vor dem Retrenchement mit dem Pferde stürzte, hierbei einen Stiefel und seinen Degen im Kampfe verlor, sofort aber wieder zu Rosß stieg und mit nur einem Stiefel angetan und mit einem Soldatendegen in der Faust weiter an der Schlacht teilnahm; auch fand der König, als er sich nach der Schlacht entkleidete, eine Flintenkugel in seiner Halsbinde, die ihm jedoch wunderbarer Weise keinen Schaden getan hatte.

Vergeblich suchten der Herzog von Croy und General Hallart den völlig in Verwirrung geratenen Teil des übrigen rechten Flügels zum Stehen zu bringen; die Panik wurde eine allgemeine und artete schließlich in dem Grade aus, daß die Russen begannen, ihre eignen Offiziere deutscher Nationalität und die deutsche Dienerschaft des Herzogs von Croy niederzumachen; nicht weniger als 14 Personen, darunter 2 Kapitänsfrauen, sind auf diese Weise umgekommen. Als Croy und Hallart das sahen, beriethen sie sich kurz untereinander und beschloßen, da alle ihre Versuche, Ordnung zu schaffen, doch vergeblich blieben, sich lieber freiwillig den Schweden gefangen zu geben, als auch der sinnlosen Wut demoralisierter Soldaten zum Opfer zu fallen, denn „nichts ist cruelter als ein Poltron und nichts genereuser als ein braves Gemüth“, schreibt Hallart. So ritten Croy und Hallart gemeinsam mit dem polnischen

Envoyé General Baron de Lang längs dem Ufer der Narowa um das Retranchement herum in den Rücken der Schweden, wo sie sich dem Obersten Grafen Magnus Stenbock gefangen gaben.

Mit Einbruch der Dunkelheit hatte sich die Situation folgendermaßen gestaltet: der König hatte die Höhe bei Nöteborg sowie das Lager des Fürsten Trubezkoj in der Mitte der Zirkumballationslinie durch den Obersten Stenbock und den General Maydel besetzen lassen, von wo aus sich das ganze Retranchement beherrschen ließ, so daß die Schweden auf diese Weise die Kommunikation zwischen den beiden russischen Flügeln unterbrochen hatten. Die sowieso durch den Marsch erschöpfte schwedische Armee war während der Dunkelheit ziemlich in Unordnung geraten, ein großer Teil der Offiziere war blessiert, die Mannschaften, namentlich die Finnen, hatten sich an Branntwein, den sie im russischen Lager vorgefunden, betrunken, und die Kommandeure konnten ihre Regimenter nicht finden: es wäre für die Russen ein Leichtes gewesen, sich zu sammeln und die Schweden während der Nacht aus ihren Positionen wieder zu vertreiben. Nichts Derartiges geschah aber, sondern am Abend erschienen Deputierte der russischen Generale in Websküll, um zu kapitulieren. Für den rechten russischen Flügel geschah die Kapitulation in der Weise, daß den Mannschaften gestattet wurde, mit voller Bewaffnung abzuziehen, die hohen Offiziere, unter ihnen Dolgoruki, Buturlin und Trubezkoj aber sich gefangen geben mußten. Der Abzug des rechten Flügels erfolgte am Morgen des 21. November über die während der Nacht wiederhergestellte Floßbrücke, und zwar der Kapitulation gemäß mit voller Bewaffnung, aber mit Hinterlassung aller Fahnen und der Artillerie. Bei dieser Gelegenheit mußte die schwedische Armee wieder unters Gewehr treten, was, wie die Schweden selbst berichten, ihnen sehr schwer fiel, da Menschen und Pferde viermal 24 Stunden fast gar nicht oder nur wenig Proviant und Fourage gehabt hatten und daher sehr abgemattet waren; es waren auch nur 3000 Mann Schweden, die bei Websküll unter Gewehr standen, als die Russen abzogen.

Am Morgen des 21. wurde auch mit dem linken russischen Flügel eine Kapitulation abgeschlossen; aber General Adam Weide erhielt bedeutend ungünstigere Bedingungen als sie der rechte Flügel erhalten hatte: ohne Waffen, mit entblößtem Haupt und den Stoß in der Hand mußte dieser Teil der russischen Armee an den Schweden vorbeidefilieren; auch Weide, der selbst verwundet worden war, wurde jetzt schwedischer Gefangener.

Blicken wir nochmals auf den Verlauf der Schlacht zurück, so ergibt sich, daß hier eine Armee von 8000 Schweden über ein Heer von 45000 Russen gesiegt hat, von denen jedoch nur etwa 27000 mitgekämpft haben, da der Rest teils verwundet war, teils sich auf dem jenseitigen Ufer befand und nicht an der Schlacht teilnahm; wenn wir also z. B. in Voltaires „Geschichte Karls XII.“ und bei anderen lesen, die russische Armee sei 80000 Mann stark gewesen, so ist das jedenfalls stark übertrieben. Andererseits ist mir in einer russischen militärischen Fachzeitschrift die These aufgestoßen, die schwedische Armee sei während der Schlacht nicht 8000, sondern mindestens 23000 Mann stark gewesen; demnach hätten 23000 wohlgeschulte Schweden 27000 zum großen Teil irreguläre Russen geschlagen, und es beruhte also auch die Verherrlichung jenes Sieges eigentlich auf einer historischen Fälschung. Leider bin ich nicht in der Lage gewesen, die Fachliteratur über diese Frage erschöpfend zu studieren, möchte aber doch folgendes anführen: die erwähnte These (von A. Petrow im „Военная Общественность“ von 1892, Juli) beruht u. a. auf der rein theoretischen Annahme, alle schwedischen Bataillone seien ohne Ausnahme komplett, d. h. 750 Mann stark gewesen; es spricht aber so manche Quelle dafür, daß die schwedischen Formationen sehr stark durch Erschöpfung und Krankheit dezimiert, auch wohl von vornherein inkomplett waren; ferner sprechen alle zeitgenössischen Darstellungen jener Ereignisse (wie Nordberg, Adlerfeld, Kelch und Hallart) übereinstimmend von 8000 Schweden, und außerdem spricht eine Reihe von überlieferten Neben Umständen dafür, daß die schwedische

Armee außerordentlich gering an Zahl gewesen ist. — Der schwerste Vorwurf auf russischer Seite trifft jedenfalls Scheremetjew, der mit seinen 6000 Reitern noch vollständig in der Lage war, die Situation zu retten, es aber, wie wir sahen, vorzog, die Flucht zu ergreifen, ohne daß ein Schuß auf seine Leute abgegeben worden wäre.

Die Verluste waren auf beiden Seiten große und bestanden bei den Schweden aus etwa 1800 Blessirten und Toten, unter letzteren General Ribbing und Oberst Rehbinder. Die Verluste der Schweden wären bedeutend geringere gewesen ohne einen unglücklichen Umstand: bei der Einnahme des Retranchements wurden die zahlreichen, auf die Wälle gepflanzten russischen Fahnen erbeutet und verblieben während des nun folgenden Kampfes in den Händen der schwedischen Pikiniere; das leitete die Schweden häufig irre und veranlaßte sie wiederholt, auf ihr eigenen Leute Feuer zu geben. Die Verluste der Russen werden auf etwa 7000 Mann angeschlagen, wobei die Verluste, die speziell die irregulären Adelsfahnen von Moskau, Nowgorod und Smolensk erlitten, nicht mit veranschlagt werden sind, da sie sich nicht kontrollieren ließen. — Die Beute der Schweden bestand in der sämtlichen Artillerie der Russen, deren sämtlichen Fahnen und Standarten, einer Kasse von 34000 Rbl. in barem Gelde und noch mancherlei sonstiger sehr reicher Kriegsbeute, die aber zum großen Teil von den zahlreichen, der schwedischen Armee folgenden Marodeuren beiseite geschafft wurde. Auch wird berichtet, daß die Bauern fuderweise russische Gewehre fortbrachten, sie dann zu Hufeisen und Pflugscharen verarbeiteten.

Wie wir sahen, waren sämtliche hohen russischen Offiziere schwedische Kriegsgefangene geworden; diese wurden später über Reval nach Stockholm gebracht, mit alleiniger Ausnahme des Herzogs von Croÿ, der auf seine Bitte hin in Reval verblieb, wo er bereits 1702 starb.

Am 22. November hielt König Karl seinen Einzug in Narva, mit Jubel begrüßt von der befreiten Garnison und Einwohnerschaft. Der Ruhm seiner glänzenden Waffentat ver-

breitete sich schnell über ganz Europa. Bei uns zulande blickte man auf ihn als auf den Erretter und wählte, für die Zukunft durch seinen starken Arm vor weiterer Bedrängnis durch Kriegsnot geschützt zu sein. Es sollte aber anders kommen: Karl, der mit seiner erschöpften Armee in Laas überwinterte, vertrieb hierauf die Sachsen aus Livland und zog dann südwärts. — Aber während der junge König bei Kliffow und Pultusk den schwedischen Waffen zu neuen Lorbeeren verhalf, erfolgten in Livland die Niederlagen von Errestfer und Hummelschhof, und während Karl seine ganze Kraft darauf verwandte, den ihm persönlich verhassten, aber als Politiker wie als Feldherr gleich unfähigen König August den Starcken zu zerschmettern, konnte sein bedeutend gefährlicherer Gegner, Peter der Große, unbehelligt damit beginnen, sich planvoll und zielbewußt in den schwedischen Ostseeländern festzusetzen. 1703 erfolgte die Gründung Petersburgs und 1704 mußte Peter die Scharte von Narva auszuweichen: am 9. August nahm er die Festung mit stürmender Hand, ein entsetzliches Blutbad erfolgte, dem der Zar endlich persönlich Einhalt gebot, indem er einige seiner eigenen plündernden Soldaten niederstieß, und derselbe Kommandant Rudolf Hennig von Horn, der die Festung 1700 so tapfer gehalten, wurde ins Gefängnis geworfen und mußte die bittersten Vorwürfe aus dem Munde des Zaren anhören, der ihn beschuldigte, unnützes Blutvergießen veranlaßt zu haben, indem er sich allzu hartnäckig geweigert habe zu kapitulieren.

So wurde Narva aus einer königlich schwedischen eine kaiserlich russische Stadt. Im übrigen Teil Estlands aber war der Reich der Kriegsnot noch lange nicht bis zur Neige geleert, und erst 1710 mit der Kapitulation zu Hart trat für die durch Krieg und Pestilenz namenlos heimgesuchte und gänzlich entvölkerte Provinz wieder der Friedenszustand ein, gleichzeitig mit dem tatsächlichen Beginn der russischen Herrschaft, deren formelle, völkerrechtliche Sanktionierung aber erst 11 Jahre später im Frieden zu Nystadt erfolgte.

Zum 100jährigen Geburtstage Alexander Sergejewitsch Puschkins, 26. Mai 1799.

(Zuerst abgedruckt im „Revaler Beobachter“.)

Allerorten im weiten russischen Reich wird, wie auch in unserer Stadt, heute der hundertjährige Geburtstag Alexander Sergejewitsch Puschkins festlich begangen; zahllose Vereine feiern das Andenken des größten der russischen Klassiker durch literarische, dramatische und musikalische Veranstaltungen, und ansehnlich ist die Zahl der Stiftungen, welche zur heutigen Säkularfeier den unsterblichen Namen des Dichters dauernd an wohlthätige und gemeinnützige Einrichtungen knüpfen. Angesichts dieser Tatsache erscheint es gerechtfertigt, wenn auch wir an dieser Stelle Puschkins gedenken, indem wir den inneren und äußeren Werdegang seiner dichterischen Persönlichkeit in kurzen Zügen zu beleuchten suchen.

Puschkin entstammte väterlicherseits einem alten russischen Adelsgeschlecht, während seine Mutter, eine geborene Hannibal, ihre Herkunft in direkter Linie von dem Neger Ibrahim, dem Liebling Peters des Großen, herleitete. Schon sehr früh begann sich die dichterische Veranlagung ihres Sohnes Alexander geltend zu machen, wenn auch anfangs nur in der Veranstaltung kindischer Komödien, welcher sich der hochbegabte Knabe im Verein mit seiner um wenige Jahre älteren Schwester mit leidenschaftlichem Eifer hingab. Der Unterricht, welchen die Puschkinschen Kinder im elterlichen Hause genossen, war nach der damals in der russischen Aristokratie herrschenden Sitte rein französisch und wurde u. a. von dem Emigranten Grafen Montfort geleitet;

Russisch lesen und schreiben erlernte der junge Puschkin bei seiner Großmutter. Schon in seinem neunten Jahr erwachte in ihm der unwiderstehliche Drang zur Lektüre, für welche die reiche Bücherei des Vaters eine ausgiebige Nahrung darbot. Da dem Knaben bei Wahl seiner Lektüre von seinen Eltern, die überhaupt wenig Verständnis für seine eigenartige Veranlagung zeigten, vollständig freie Hand gelassen wurde, wird es verständlich, wie er bei seinen hervorragenden Fähigkeiten bereits in seinem elften Lebensjahr beinahe die ganze französische Literatur, die französischen Klassiker und Enzyklopädisten nicht minder wie jene auf junge Gemüther so schädlich wirkende erotische Literatur des vorigen Jahrhunderts fast vollständig beherrschte. Aber auch die Werke der einheimischen literarischen Größen jener Zeit, wie Karamsin, Dmitrijew, Schukowski, lernte er schon damals kennen. Die französische Sprache beherrschte er bei seinem Eintritt ins Lyzeum bis zur Vollendung, während er das Deutsche nur widerwillig und ohne nennenswerte Fortschritte betrieb.

1811 verließ der junge Puschkin das elterliche Haus, um in das Zarskoje-Selosche Lyzeum (jetzt das kaiserliche Alexanderlyzeum in St. Petersburg) einzutreten. Es verlohnt der Mühe, einen Augenblick bei den eigentümlichen Einrichtungen jenes so eben neubegründeten Erziehungsinstitutes zu verweilen: Kaiser Alexander I. verband mit der Begründung desselben den Zweck, seinen beiden jüngeren Brüdern, den Großfürsten Nikolai und Michael, eine Erziehung im Kreise junger Leute aus vornehmen Familien angedeihen zu lassen. Die äußere Ausstattang der in einem Flügel des kaiserlichen Palais befindlichen Klassen- und Wohnräume der Zöglinge war luxuriös, der weitläufige prachtvolle Park, der sich an das Palais angeschlossen, stand in der Rekreatiionszeit zu ihrer Verfügung; die besten pädagogischen Kräfte wurden zum Unterricht herangezogen. Bald jedoch veränderte es sich zum schlechteren, sowohl was die Tüchtigkeit der angestellten Lehrkräfte anbetraf, als auch infolge allzugroßer Freiheiten, welche die Zöglinge genossen. Die geistig

begabteren unter ihnen, darunter Puschkin, sein Freund Baron Delwig, Illitschewski u. a. verbrachten einen großen Teil ihrer Zeit, statt sich den Wissenschaften zu widmen, mit um so regerer Beschäftigung mit der schönen Literatur und selbständigen literarischen Versuchen; die ersten Entwürfe zu den später so bekannt gewordenen Prosaerzählungen Puschkins „Der Schuß“ und „Stühm“ stammen aus jener Zeit. In reichster Fülle aber begann sich sein dichterischer Genius in der Lyrik zu betätigen; eine Reihe von geistprühenden, oft heißenden Epigrammen sowie von Dichtungen erotisch-lyrischen Charakters Puschkins wurden bald im Kreise seiner Kameraden mit Begeisterung aufgenommen und weiter verbreitet; jedoch auch einzelne ernstere Gedichte von tiefem Gedankeninhalt verdanken jener Zeit ihre Entstehung, so das Gedicht „An den Freund den Dichter“ und „Erinnerungen an Zarstkoje Sfelo“; das letztere Gedicht wurde bei Gelegenheit eines Besuches des Lyzeums durch Derfharwin vom Verfasser selbst rezitiert und rührte den greisen Dichterpatriarchen bis zu Thränen. Das eingehendste Verständniß für seine poetischen Bestrebungen fand der junge Dichter bei dem damals als Vorleser bei der Kaiserin Maria Feodorowna angestellten Schufowski, und bald verknüpfte ein reger persönlicher Verkehr und Gedankenaustausch die beiden Poeten; auch Karamsin fand Gefallen an dem vielversprechenden jungen Talent und trat in engeren Verkehr mit ihm.

Die ihrem jugendlichen Alter durchaus nicht angemessenen Freiheiten aber, welche die Lyzeisten dank der allzu großen Nachsicht ihrer pädagogischen Leiter genossen, machen es begreiflich, daß Puschkins feurige Natur bald die Schranken korrekter Lebensführung durchbrach und manches Mal in Zügellosigkeit ausartete; die Beziehungen zu den Gardehusaren, welche sich für diejenigen Lyzeisten, die sich der militärischen Laufbahn widmen wollten, in der Reitschule des in Zarstkoje Sfelo stehenden Regiments von selbst darboten, gaben hierzu die verlockendste Gelegenheit. Nächtliche Gelage und Orgien mit den eleganten aber ausschweifenden Vertretern des Offi-

zierkorps jenes Regiments verleiteten den jungen Dichter dazu, seinen Geist und Wis in den Dienst solcher Produktionen zu stellen, die seines Talentes unwürdig waren; die Gedichte dieser Art verbreiteten sich blizschnell unter der Petersburger jeunesse d'ou'e und trugen vielleicht nicht weniger zur Verbreitung seines Namens bei, als seine im Druck erschienenen poetischen Erzeugnisse von wahren dichterischen Gehalt. Engelhardt, der um 1816 neuernannte Direktor des Lyzeums, welcher auf den ersten Blick die bisher herrschenden Übelstände erkannte und die Zügel des Regiments straffer anzog, fällte über Puschkin bei aller Anerkennung seiner Begabung ein ungünstiges Urteil, was wohl unmittelbar auf jenen zügellosen Lebenswandel zurückzuführen ist, dem sich Puschkin damals hingegeben hatte; daß Engelhardt nachher auch die edlen Seiten von Puschkins Charakter erkannt hat, beweist der Umstand, daß er in späterer Zeit durch seine Fürsprache beim Kaiser warm für Puschkin eingetreten ist.

1817 verließ Puschkin nach absolviertem Examen das Lyzeum, um in den Dienst des Ministeriums des Äußeren zu treten, und damit beginnt für ihn eine Zeit, in welcher er sich fast ausschließlich den Vergnügungen des großstädtischen Lebens, dem Verkehr in der vornehmen Welt Petersburgs und Sechgelagen im Kreise von Gardeoffizieren und Lebemännern hingibt. Eine Menge von Dichtungen satirischen und pikanten Charakters entstanden in jener Zeit und waren in der eleganten Welt Petersburgs bald in aller Munde; fast schien es, als ob das großartige Talent Puschkins Gefahr laufe, durch diesen billigen Ruhm irregeleitet zu werden und ganz zu verflachen; nur vereinzelt erschienen Gedichte, wie „Auf dem Lande“ (derownja), in welchem das Genie in edler Begeisterung und heißem Mitleid für das arme, in den Ketten der Leibeigenschaft schmachtende Volk zur schönsten Entfaltung gelangte. Während dieser Zeit entstand übrigens auch sein erstes größeres Epos „Rußlan und Ljudmilla“, welches bei seinem Erscheinen im Jahre 1820 ungeheures Aufsehen erregte und zugleich auf leiden-

schaftlichen Widerspruch von seiten der Pseudoklassizisten stieß. Es war selbstverständlich, daß bei dem System der strengen Überwachung allen geistigen Strebens, welches damals unter dem Einfluß der Araktschejewischen Politik durchgeführt wurde, Puschkin nur allzubald in Konflikt mit den Regierungsorganen geriet, und es ist gewiß nicht seinen böshaftern Epigrammen allein zuzuschreiben, in welchen er mannhafterweise die Schwächen auch der angesehensten Personen geißelte, sondern ebenso sehr dem tatsächlich schädlichen Einfluß, den Puschkin dank seiner geistigen Überlegenheit namentlich auf die jugendlichen Gemüter ausübte, — daß er sich schließlich auch die kaiserliche Ungnade zuzog. Das wurde auch die Veranlassung zu seiner dienstlichen Versetzung nach Jekaterinostawol in Südrußland, die 1820 stattfand.

So schmerzlich dieser jähe Wechsel den an den Komfort und das Wohlleben der Residenz gewöhnten jungen Poeten auch treffen mußte, die Umstände fügten es doch so, daß gerade diese Versetzung der Entwicklung des dichterischen Genies Puschkins zum größten Vorteil gereichte; von schwerer Krankheit genesen, erwirkte sich Puschkin nämlich einen mehrmonatlichen Urlaub, den er zu ausgedehnten Reisen im Kaukasus und in der Krim in Gesellschaft der Familie des Generals Rajewski benutzte. Die großartige Natur, die bunten Trachten und eigenartigen Sitten der orientalischen Völkerschaften wirkten mächtig auf das Gemüt und die Phantasie des Dichters; nicht minder von Einfluß auf sein poetisches Schaffen wurde die Bekanntschaft mit den Werken Byrons, in welche ihn sein Freund, der Sohn des Generals Rajewski, einführte.

Die Überführung des Kolonistenkomitees, welcher Behörde Puschkin dienstlich angehörte, nach Rischinew hatte seine Übersiedelung in diese Stadt zur Folge, die durch Mannigfaltigkeit ihrer Einwohnerschaft dem Dichter eine Fülle des interessantesten Materials für das Studium fremdländischer Menschentypen darbot; viele seiner schönsten Dichtungen, wie „Der Gefangene im Kaukasus“, „Die Fontäne von Battschissarai“ u. a. stammen

aus jener Zeit seines Aufenthaltes im Süden und tragen unverkennbar den Stempel sowohl der empfangenen neuen Eindrücke, als auch den des Byron'schen Einflusses. Daß dem Dichter eigene starke Unabhängigkeitsgefühl, welches, wie wir gesehen haben, leicht über das Ziel hinausschoß, sollte ihm aber wiederum verhängnisvoll werden und führte zunächst zu Konflikten mit seinem 1823 neuernannten Chef, dem Grafen Woronzow, einem korrekten Formalisten, dem sich Puschkin in Odessa vorstellte. Der Graf war viel zu sehr Gentleman, um sich an den zahlreichen Spottversen Puschkin's, die nicht nur die Glieder der Kanzlei, sondern bald auch den Grafen Woronzow selbst zur Zielscheibe hatten und diesem natürlich hinterbracht wurden, durch dienstliche Schikane zu rächen; als aber Puschkin einmal seinen Übermut so weit trieb, den Rand eines amtlichen Berichtes mit einem böshaften Epigramm zu versehen, sprach sich der Graf für die Versetzung des der Disziplin so wenig zugetanen Beamten aus. Eine gleichzeitig in Petersburg (1824) eingetroffene Denunziation, welche Puschkin auf einen von der Polizei aufgefangenen und aus Torheit oder böser Absicht völlig mißverstandenen Privatbrief hin des Atheismus beschuldigte, bereitete seiner dienstlichen Laufbahn ein jähes Ende: durch kaiserlichen Befehl wurde Puschkin aus den Beamtenlisten gestrichen und zu ständigem Aufenthalt auf dem elterlichen Gute Michailowskoje im Gouvernement Pleskau verurteilt.

Es ist nicht anzunehmen, daß durch die Kassierung dieses wenig strebsamen Beamten die erspriessliche Tätigkeit des Kolonistenkomitees eine wesentliche Einbuße erlitten habe. Um so segensreicher wirkte dagegen die Zeit seiner Verbannung, die erst 1826 ihr Ende erreichte, auf die Entwicklung des dichterischen Genies des Verbannten selbst. In der ländlichen Abgeschlossenheit von Michailowskoje, die nur durch die Besuche intimer Freunde, wie Delwig, Gortschakow (des späteren Reichskanzlers) und der Dorpater Studenten Jasykow und Wulf unterbrochen wurde, gelangte sein Talent zu einer völlig harmonischen

Reife. Von jener Zeit datiert sein endgültiger Bruch mit dem Byronismus und die Durchbildung seiner selbständigen dichterischen Eigenart; hier in Michailowskoje entstanden der Roman in Versen „Eugen Onegin“ und „Boris Godunow“, welche von der Literaturgeschichte als die beiden bedeutendsten Werke Puschkins gepriesen werden.

So haben wir denn den Werdegang des Dichters bis zu dem Punkt der endgültigen Durchbildung seiner dichterischen Persönlichkeit verfolgt; es war ihm nur noch eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit zu leben und zu schaffen beschieden; wir sehen ihn wieder in die große Welt Petersburgs zurückkehren, in engsten Beziehungen zu den höchsten Kreisen der Gesellschaft und doch in beständigem Gegensatz zu derselben, 1829 an dem Feldzuge des Grafen Paskewitsch in Armenien als einzigen Zivilisten bei der aktiven Armee teilnehmen; wir sehen ihn in einem eigenartigen Verhältnis zu dem Kaiser Nikolai, der alle Erzeugnisse seiner Muse aufs eingehendste verfolgt und noch während ihres Entstehens prüft, und wir sehen ihn endlich als das Opfer einer schmählichen Intrige fallen, hingestreckt von der Pistole des Baron Heekeren.

Es gibt eine Anzahl russischer Autoren, wie Turgenjew, L. Tolstoi und Dostoljewski, deren Weltruf denjenigen Puschkins überstrahlt, keinen aber, der ihm an Popularität im eigenen Lande gleichkäme. Ein tragisches Geschick fügte es, daß Lermontow, der glühendste Verehrer Puschkins, gleich diesem im Zweikampf fallen mußte, noch ohne ihm, wie man es wohl erwarten konnte, den Ruhm des populärsten Nationaldichters streitig gemacht zu haben.

Eduard von Löwenstern und die Defabristen, Gebrüder Murawjew-Apostol.

Nach zum Teil bisher ungedruckten Quellen.

(Vortrag, gehalten in der Estländischen Literarischen Gesellschaft
am 18. September 1911.)

In der Einleitung zu den Memoiren Eduard von Löwensterns hatte ich die Vermutung ausgesprochen, daß er bei der Niederwerfung des Defabristenaufstandes im Süden des Reiches und insbesondere an der Gefangennahme des Hauptleiters des Vereines des Südens Ssergei Murawjew-Apostol am 3. Januar 1826 bei Istimowka im Gouvernement Rjewe tätigen Anteil genommen habe. Diese Annahme hat sich inzwischen vollkommen bestätigt und zwar durch einen Brief Ed. v. Löwensterns an seinen früheren Regimentskameraden und guten Freund Karl von Strandmann zu Haakhof¹⁾, welcher Brief mir durch die Liebenswürdigkeit eines Großsohnes desselben, des Herrn Landrats Uweo v. Strandmann in Riga zur Verfügung gestellt worden ist.

Es sei mir gestattet, vor Mitteilung des Textes dieses sehr interessanten Schreibens, welches uns den Eduard Löwenstern der Befreiungskriege, wie wir ihn aus „Mit Graf Pahlens Reiterei gegen Napoleon“²⁾ kennen, in seiner alten tollkühnen Verwegenheit und in der alten Frische und Lebendigkeit der mitunter selbst etwas derben Schilderung wiedererkennen läßt,

¹⁾ † 1840; er war mit einer Nichte Eduard von Löwensterns, Gräfin Annette Stenbock a. d. S. Sellie vermählt.

²⁾ Berlin, Mittler & Sohn, 1910.

in kurzem der Ursachen jener Verschwörung zu gedenken, deren Anhänger fast ausschließlich durch Reichtum, vornehme Verbindungen und feine Bildung ausgezeichnete junge Leute, die Blüte der russischen Militäraristokratie waren, deren ebenso ideal angelegter wie kopflos und unüberlegt ausgeführter Plan die Keime seines Scheiterns schon von vornherein in sich trug. Theodor Schiemann¹⁾ charakterisiert sie sehr zutreffend, wenn er sagt: „Ohne Ausnahme tapfere Soldaten, fast alle Schwärmer für das Schöne und Gute, einige von ihnen Dichter von hohem Schwung, keiner ein Kühler, das Mögliche richtig erkennender Staatsmann.“

Es ist bekannt, daß Alexander I. nach den Ereignissen des Jahres 1812 mit den liberalen Reformplänen seiner Jugend endgültig brach und sich ganz jenen religiösen Einflüssen hingab, die auf dem Gebiete der äußeren Politik zur „Heiligen Allianz“, im Innern aber zu reaktionären Maßregeln auf allen Gebieten des Staatslebens führten. Hatten nun die napoleonischen Kriege in Alexander selbst einen völlig reaktionären Umschwung hervorgebracht, so war das Gegenteil davon bei den Offizieren seines Heeres der Fall, denen jetzt durch den andauernden Aufenthalt in Deutschland, namentlich aber in Frankreich, eine neue Welt aufging. „Unter einem milderen Himmel,“ schreibt der Dekabrist Rosen²⁾, „inmitten neuer Verhältnisse, welche das Gepräge einer höheren Kultur trugen, unter dem Einfluß sanfterer Sitten und humaner Lebensanschauungen gewannen viele russische Offiziere neue Gesichtspunkte für die Beurteilung der Verhältnisse im Heimatlande.“

Diese Eindrücke legten gerade in den besten Elementen der russischen Offizierswelt, und zwar vornehmlich der Garde, die Keime zu der Verschwörung, welche von dem Umsturz der autokratischen Staatsform alles Heil erhoffte, indem man zugleich

¹⁾ Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I., Bd. II, Berlin 1908, S. 40.

²⁾ „Aus den Memoiren eines Dekabristen“, Leipzig 1869.

mit der größeren Freiheit dem Heimatvolke Anteil an den Segnungen der Kultur und des Volkswohlstandes, wie man dieses in Westeuropa kennen gelernt hatte, zu erringen hoffte.

Die im Laufe der letzten Regierungsjahre Alexanders I. unter diesen Einflüssen und Ideen entstandenen, über das ganze Reich verzweigten geheimen Gesellschaften teilten sich in drei Gruppen: den Verein des Nordens, den Verein des Südens und den Bund der vereinigten Slaven. Fürst Ssergei Trubekoi war Diktator des Vereines des Nordens, Paul Pestel und Ssergei Murawjew-Upostol die Häupter des Vereines des Südens, mit welchem letzterem die vereinigten Slaven in enger Verbindung standen.

Die Ungewißheit, welche gleich nach dem Tode Alexanders I. über die Thronfolge herrschte und dadurch hervorgerufen war, daß dem Volke der Verzicht des Großfürsten Konstantin, des älteren Bruders des Kaisers Nikolai I., nicht bekanntgegeben worden war, schien den Verschwörern eine günstige Gelegenheit, um die Truppen zu bewegen, den Treueid zu verweigern und dann in der allgemeinen Verwirrung die Macht an sich zu reißen.

Der Verlauf des Aufstandes in Petersburg, wo er am 14. Dezember 1825 zum Ausbruch kam, ist allgemein bekannt: Der Diktator Trubekoi hatte den Kopf verloren und war im entscheidenden Moment nicht zur Stelle, so daß es den Revolutionären von vornherein an einer einheitlichen Leitung fehlte. Zu den Meuterern gehörten Teile des Moskowschen L.-G.-Regiments, des L.-G.-Grenadierregiments und die Gardeequipe, im ganzen über 2000 Mann, welche den Eid verweigerten und auf dem Senatsplatz zwei Karrees formiert hatten. Das Finnländische L.-G.-Regiment, bei welchem der Dekabrist Rosen stand, gehörte nicht zu den Meuterern, dennoch konnte Rosen seinen Gesinnungsgenossen einen wichtigen Dienst erweisen, indem er als Führer der vordersten Rotte des von Wassili Ostrow heranrückenden Regiments dieses auf der Newabrücke Halt machen ließ und dadurch die nachrückende Kolonne daran

hinderte, sich mit den übrigen kaisertreuen Truppen auf dem linken Newaufer zu vereinigen.

Diese wurden auf dem Platz vor dem Winterpalais und dem Gebäude des Generalstabes versammelt, während durch die strahlenförmig zur Admiralität einmündenden Straßen Wosnessenski-Prospekt, Gorochowaja und Konnogwardeiski Bulwar weitere Verstärkungen heranzogen. Der Kaiser, welcher persönlich den Oberbefehl übernommen hatte, versuchte zunächst, die Meuterer durch Überredung zur Vernunft bringen zu lassen, wobei der General-Kriegsgouverneur Graf Miloradowitsch sowie der Kommandeur des L.-G.-Grenadierregiments Oberst Stürler ihr Leben einbüßten. Wiederholte Attacken der Garde zu Pferde sowie der Reitenden Sappeure hatten keinen Erfolg, was zum Teil daran lag, daß die Pferde nicht scharf beschlagen waren. Endlich entschloß sich der Kaiser, Artillerie in Wirksamkeit treten zu lassen, wie es heißt auf den Rat des Grafen Toll, der ihm gesagt haben soll: „Sire, faites balayer la place par la mitraille, ou renoncez au trône!“ Mehrere mitten in die Massen der Meuterer abgegebene Kartätschenschüsse brachten sie zum Wanken; als sie auseinandergelaufen waren, bedeckten 56 Tote den Senatsplatz.

Gegen 6 Uhr nachmittags war die Revolte in Petersburg als endgültig niedergeschlagen zu betrachten, und das Strafgericht gegen die schuldigen Offiziere begann sofort seinen unerbittlich strengen Lauf zu nehmen. Die Kasematten der Peterpaulsfestung füllten sich mit verhafteten Gardeoffizieren, noch in derselben Nacht begann der Kaiser persönlich mit dem Verhör der Verschwörer, und Feldjäger, mit Haftbefehlen versehen, eilten auf Kurierpferden nach allen Teilen des weiten russischen Reiches.

Diese Haftbefehle erteilten u. a. auch bald die Leiter des Vereins des Südens, den Obersten Paul Pestel und den Kommandeur des 2. Bataillons des Eschernigowschen Infanterieregiments Oberstleutnant Ssergei Murawjew-Apostol. Der letztere war zugleich mit seinem Bruder, dem Oberst a. D.

Matwei M.-U. in der Nacht auf den 29. Dezember in Trileffje (Gouv. Rjiew) von seinem Regimentskommandeur Oberst Goebel persönlich verhaftet, aber unmittelbar darauf von mehreren anderen Offizieren seines Regiments, die auch zu den Verschworenen gehörten, befreit worden, wobei es zu Gewalttätigkeiten kam und Oberst Goebel verwundet wurde.

Nur dieser gewaltsamen Befreiung der Brüder Murawjew-Apostol und der damit verbundenen schweren Verletzung der militärischen Disziplin ist es zuzuschreiben, daß es überhaupt zu einer Emeute auch im Süden des Reiches kam. Denn Ssergei M.-U., der genug kriegerische Erfahrung besaß, um die ganze Ausichtslosigkeit des Unternehmens sehr wohl einzusehen, sah sich mit einem Male in eine Lage versetzt, in welcher es kein Zurück mehr für ihn gab; er konnte die Kameraden, die für ihn eingetreten waren, nicht mehr im Stich lassen. Nur zu bald sollte die Katastrophe hereinschlagen, welche ähnlich verlief wie der Aufstand vom 14. Dezember, nur mit dem Unterschiede, daß, während in Petersburg der „Diktator“ Erubeskoj den Kopf verloren hatte und im entscheidenden Moment nicht auf dem Platz war, hier die Aufständischen ihrem Anführer, den sie begeistert verehrten, blindlings folgten, wo er sie auch hinführen mochte.

Es verlohnt sich der Mühe, einige Augenblicke bei der Persönlichkeit des damals 30 Jahre alten Ssergei M.-U. sowie seiner Brüder Matwei und Hippolyt zu verweilen, weil diese so recht als Typen der damaligen jeunesse dorée Rußlands gelten können, welche das Hauptkontingent für die Teilnehmer am Dezemberaufstand geliefert hatte.

Die Brüder Ssergei und Matwei waren zusammen ganz im Auslande, hauptsächlich in Paris, erzogen und hatten die Feldzüge von 1812—1814 mit Auszeichnung mitgemacht. 1816 war Ssergei in das Ssemenowsche Garderegiment eingetreten, welches 1820 wegen einer gegen den unbeliebten Kommandeur Schwarz gerichteten Soldatenmeuterei aufgelöst wurde, und dessen Offiziere in die Linie übergeführt wurden. So kam

Sfergei M.-U. in das Tschernigowsche Infanterieregiment, wo er sich einer außergewöhnlichen Beliebtheit bei Vorgesetzten wie bei Untergebenen erfreute; in seinem Bataillon hatte er den Stock und die Spießruten abgeschafft, und doch war die Disziplin nirgends besser, denn die Soldaten gehorchten ihm blindlings. Seine Zeitgenossen schildern ihn als eine ungemein anziehende, durch seinen Wis und Liebenswürdigkeit alles bezaubernde Persönlichkeit, die dabei von tiefer Religiosität beseelt war. Seit frühester Jugend hatte ihm das Vaterland am Herzen gelegen, und sein Lieblingsgedanke war darauf gerichtet, seiner Heimat eine bessere Zukunft zu bereiten.

Gleichfalls eine sittlich wie geistig den Durchschnitt hoch überragende Persönlichkeit war der älteste der drei Brüder, Matwei, der von ihnen allein mit dem Leben davontommen sollte. Das Ssemenowsche Regiment, in dessen Reihen er in vielen Schlachten der napoleonischen Feldzüge mitgekämpft, liebte er über alles; dieses Regiment war damals eine Elitetruppe, dessen Offizierkorps sich sowohl durch die Pflege geistiger Interessen, als auch durch das Bestreben auszeichnete, Verständnis für die Bedürfnisse der Mannschaften zu zeigen und sittlich erzieherisch auf sie zu wirken. Später war er in das Paltawasche Infanterieregiment übergeführt worden und hatte 1825 als Oberst seinen Abschied genommen. Die Angabe Th. Schiemanns, er habe zur Zeit des Dezembrauffstandes ein Bataillon Uchtyrkasusaren kommandiert, beruht auf einem Irrtum. Er gehörte, wie sein Bruder Sfergei, dem Verein des Südens an. 1856 kehrte er aus der Verbannung zurück; er hat sehr wertvolle Aufzeichnungen hinterlassen und bis in sein hohes Alter — er starb erst 1886 als fast hundertjähriger Greis — alle politischen und geistigen Strömungen in seinem Vaterlande mit größter Teilnahme verfolgt, namentlich aber die Verwirklichung eines seiner Jugendträume, die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft. Interessant ist sein Urteil über Leo Tolsstoi, der sich bekanntlich eine Zeitlang mit dem Gedanken trug, einen Roman über die Dekabristen zu verfassen; Matwei M.-U. hat

es wiederholt ausgesprochen, Tolstoi werde nicht imstande sein, die wahre Stimmung der Patrioten jener Zeit richtig wiederzugeben, weil jene Bewegung nur im engsten Zusammenhange mit dem damals herrschenden Volkselend zu verstehen sei, und dieses richtig darzustellen, würde ihm, selbst wenn er es gewollt hätte, nicht gestattet worden sein; auch mit der Auffassung Tolstois über die geistige Bewegung des Jahres 1812 im Roman „Krieg und Frieden“, deren starke Eindrücke in dem Veteranen immer lebendig geblieben waren, konnte er sich nicht einverstanden erklären. Wieweit dieses Urteil objektiv berechtigt war, mag dahingestellt bleiben. — Man verzeihe diese kleine Abschweifung.

Als durch den Zwischenfall in Trileffje die Würfel gefallen waren, begab sich Ssergei M.-U. mit den übrigen Offizieren und seinem Bruder nach Wassilkow, dem Standort seines Bataillons (des zweiten) und stellte sich an die Spitze desselben sowie von noch zwei Kompagnien des ersten Bataillons — macht im ganzen sechs Kompagnien ohne Geschütz und ohne Kavallerie. Dieser kleinen, nur aus Infanterie bestehenden Truppe ließ er durch den Geistlichen den von ihm verfaßten Revolutionskatechismus vorlesen und stellte es jedem Soldaten frei, zurückzutreten; aber keiner von ihnen ist von ihm gewichen, alle ohne Ausnahme folgten ihm bis zum Schlußakt der Tragödie.

In Wassilkow stieß noch ganz unerwarteterweise, direkt aus der Posttelegra stiegend, der jüngste der Brüder, der kaum zwanzigjährige Fähnrich der Suite Hippolyt M.-U., zu ihnen, der nach glänzend bestandenem Examen sich unterwegs nach Sultschin in den Stab der zweiten Armee befand. Vergebens beschworen ihn die beiden älteren Brüder, sein Schicksal nicht an das ihrige zu ketten; der feurige, ideal angelegte Jüngling, der die Überzeugung seiner Brüder teilte, ließ sich nicht davon abhalten, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen.

So brach denn die kleine Schar am 31. Dezember von Wassilkow auf, die Soldaten voller Begeisterung und Vertrauen zu ihrem Führer, dieser selbst wohl mit weniger Zuversicht und in vollem Bewußtsein des gefährlichen Spieles, auf das er sich

hatte einlassen müssen. Der Marsch war zunächst auf Bjelaja Zerkow gerichtet, nahm aber alsbald wegen ungünstiger Nachrichten von dort die Richtung auf Trileffje, das sie indessen nicht erreichen sollten; die Hoffnung, daß sich ihnen noch andere Truppenteile aus den umliegenden Garnisonen, wo es unter den Offizieren viele Verschwörer gab, anschließen würden, schlug gänzlich fehl.

Ich lasse jetzt den Text des Löwensternschen Briefes folgen, der vom 6. Januar 1826 datiert, also noch ganz unter dem frischen Eindruck der Ereignisse geschrieben und nach Saathof über Warjel adressiert ist, und füge nur noch hinzu, daß Ed. Löwenstern damals als Obristleutnant bei den Weißrussischen oder, wie sie damals meist genannt wurden, den Oranienhusaren war¹⁾.

Mein teurer guter Carolus!

Höre, Carolus, wie es mir und uns hier geht: in Blut, in Blut bis an die Knöchel haben unsere Husaren diese Zeit über gewatet; Kartätschen, Bomben, Kanonenkugeln regneten, Säbelhiebe fielen hagel dicht, doch der Sieg blieb unser, und da sitze ich auf meinen Lorbeeren wieder im ruhigen Strokow.

Um Dir eine richtige Idee vom ganzen Feldzuge zu geben, will ich ganz von vorne anfangen. — (So wie) am 1. Dezember rückte ich mit meiner Eskadron in Verbitschew²⁾ zur Wache ein; wer hätte ahnen können, daß mittlerweile so viel Neues vorfallen sollte, wie am dritten die Todesnachricht des seligen Kaisers kam; am achten schworen die Truppen dem Großfürsten Konstantin in der kleinen russischen Kirche nahe bei Rauscher (Du kennst die Löwengrube [?]). Alles blieb ruhig, bis die

¹⁾ Chef des Regiments war damals der Prinz von Oranien, ein leiblicher Neffe des Kaisers Nikolai I., es ist das jetzt in Wladimir-Wolynsk stehende 7. Weißrussische (Bjelorusski) Husarenregiment.

²⁾ In Verbitschew stand der Stab der 3. Husarendivision, zu der die Oranienhusaren gehörten, und die damals von General Theodor — später (1847) Graf Rüdiger, geb. 1783, † 1856, befehligt wurde.

Nachricht von der Abdikation kam; die Husaren schwuren gleich dem Kaiser Nikolai und bewiesen es einige Tage später, daß sie willens waren, ihren Schwur mit Blut zu besiegeln.

(So wie) am Neujahrsabend wurde ich zu Rüdiger¹⁾ gerufen, der mich sogleich mit Kurierpferden ins Regiment abfertigte. Die Infanterie der 9. Division hatte öffentlich rebelliert und marschierte auf Pawlowitsch²⁾, um, wie man meinte, unsere Kanonen zu nehmen; die Dranier marschierten schon in hellen Haufen, um die Stücke womöglich vor einem coup de main zu sichern. Du kannst Dir denken, mit welcher Behemeng ich die 100 Werst flog, — in Pawlowitsch²⁾ sammelte sich unser Otrjad³⁾, der aus denjenigen Eskadronen bestand, die am nächsten waren, d. h. Dranien 5. 6. 2., Alexand. 1. 3., Mariupol 2. 6. — Gegen Abend kam Roth⁴⁾ auch hin. Hier erfuhr ich auch das Nähere:

Ein Oberstleutnant vom Tschernigowschen Regiment sollte wie hundert andere, die hier täglich arretiert werden, auch genommen werden; doch unterstützt von den Offizieren und Soldaten seines Bataillons, die ihren Oberst Goebel mit 13 Bajonettstichen niederstreckten, entkam er den gendarmes, sammelte 7 compagnies⁵⁾ des Regiments in Wassilkow und revoltierte öffentlich. Unser Detachement war bestimmt, die Rebellen anzugreifen und zu nehmen.

Nachdem wir eine teuflische Nacht in Regen, Schnee und Frost zugebracht hatten, marschierten wir vor Tagesanbruch nach der Gegend von Brussilow, um dem Feind die Kommunikation mit zwei anderen Regimentern abzuschneiden, denen, wie man sagte, nicht recht zu trauen war. Der Marsch ward uns durch das Glatteis recht beschwerlich, da die Husaren gar

¹⁾ Siehe Anmerkung 2 auf voriger Seite.

²⁾ = Powolotsch.

³⁾ = Abteilung.

⁴⁾ Dem entschlossenen und selbständigen Vorgehen des Kommandeurs des 3. Korps, Generalleutnants Roth, ist es hauptsächlich zu verdanken, daß die Revolte der Tschernigower so schnell und nachdrücklich niedergeworfen wurde.

⁵⁾ Es waren 6, wie wir oben gesehen haben.

keine Zeit gehabt hatten, ihre Pferde scharf zu beschlagen. So glitschten wir ungefähr 40 Werst fort und blieben in einem Dörfchen stehn, wohin uns ausgeschickte Patrouillen die Nachricht brachten, daß feindliche Vorposten vor dem Städtchen Swastow¹⁾ sich gezeigt hätten. Ich wurde um 12 Uhr in der Nacht zum Korpskommandeur²⁾ gerufen, der mir den Befehl gab, nach Triliffa³⁾, 25 Werst seitwärts, zu fahren, woselbst ich 3 Eskadrons und ein treues Bataillon Jäger finden würde. Der General meinte gütigst, daß ich mit meiner weltbekannten Bravour à la tête dieser Handvoll Leute die feindlichen Scharen schon zusammenhauen und gefangen nehmen könnte; er gab mir mehrere Instruktionen, u. a. auch die, die Soldaten zu schonen, die Offiziere aber zusammenhauen zu lassen. Nachdem ich mir mit unendlicher Mühe Pferde zum Fahren verschafft hatte, fuhr ich, begleitet von einem handfesten Bauern, davon. — Die Nacht war dunkel und schneeföbbrig, und wenn die Rebellen in Swastow waren, kam ich ihnen so nahe vorbei, daß nichts leichter war, als mich selbst zu fangen, ein Schicksal, das mehrere Offiziere durch Unachtsamkeit gehabt und mit ihrem Leben hatten büßen müssen; man zählt dieser Opfer schon 6, die von den Soldaten waren niedergehauen worden.

Bei einem einzelnstehenden Kruge ganz nahe von Swastow im Walde hielt ich an, um meine Pfeife zu stopfen, ich trat in das dunkle Nest und stolperte sogleich über einen dortliegenden Menschen. „КТО ТАМЪ?“ fragte ich mit donnernder Stimme. — Солдаты — war die Antwort. „Какие солдаты?“ — Солдаты изъ Хвастова, — riefen sie mir zu, und dabei hörte ich das Geräusch mehrerer sich erhebender Leute. Kaum war das schreckliche Wort „Soldaten aus Swastow“ ausgesprochen, als mein treuer Bauer mich beim Arm zur Krugstüre hinaus und zum Schlitten zog. Doch mit einer Retirade sollte die Campagne für mich auch nicht anfangen; übrigens war mir auch

¹⁾ = Fastow.

²⁾ Siehe Anmerkung 4 auf voriger Seite.

³⁾ = Trileffje.

viel zu sehr daran gelegen, einen Gefangenen zu haben, als daß ich nicht hierfür etwas gewagt hätte.

Ich stürzte also wieder mit blankem Säbel in den dunklen Krug, warf den mir zunächststehenden Soldaten zu Boden und schrie aus vollem Halse: „Гусары суды! Неприятель здѣсь! Гусары usw.“ Alles was im Kruge war, Juden und Soldaten liefen zur Hintertür hinaus; nur ich und der eine, am Boden liegende Soldat blieben alleine im dunklen Zimmer zurück. Mein Bauer war zum Teufel gelaufen, und wie sollte ich nun alleine den baumstarken Kerl binden, der plötzlich im ersten Schrecken still liegen geblieben war, doch, da alles still blieb, leicht Meister über mich geworden wäre? Da meine Sachen so übel standen, wollte ich dem armen Teufel eben meinen Säbel durch die Gurgel stoßen, als die Türe aufflog und mein Bauer und ein Husar von Norvert seiner Eskadron hereintrat, den jener Hilfe suchend auf einem Patrouillenritt im Walde gefunden hatte.

Jetzt ließ ich ihn binden und schickte ihn mit dem Husaren zu Roth. (Den Husaren kennst Du, er war bei Johann [?] Dentschschit und hieß Matuschka.) Erst um 3 Uhr morgens kam ich nach Triliffa, woselbst ich anstatt der 3 Eskadrons nur den Chevalier Vincenti mit seinen Bäckern fand. Ein von Norvert ausgesandter Spion brachte uns die Nachricht, daß der Feind 1000 Mann stark nach Grubenti, der ersten Station nach Bjelaja Zerkow marschieren würde.

Raum fing der Tag zu grauen an, so kam auch Roth und Geismar¹⁾ mit dem Dtrjad hier an. Ich wurde mit der vierten Eskadron sogleich vorpuffiert, um dem Feinde immer auf dem Nacken zu sitzen. Kaum war ich 10 Werst marschiert, so stieß

¹⁾ General Baron Geismar war Roth unterstellt und wurde von letzterem mit mehreren Schwadronen Husaren und 2 Geschützen nach Ustimowka gesandt, um die Neuternden zu umgehen, während Roth selbst mit 5 Schwadronen und 6 Geschützen durch Fastow marschierte und 12 Kompagnien mit 4 Geschützen gegen Bjelaja Zerkow dirigierte, so daß die Aufständischen schließlich von allen Seiten umzingelt waren und kein Entrinnen mehr möglich war.

ich auf eine schwache Avantgarde, die ich sogleich nahm; hier zeichneten sich Adamowitsch und Stein aus. Geismar kam mit 3 Eskadrons und 2 Kanonen mir zu Hilfe.

Anweit des Dorfes Kawalewka sahen wir endlich das Gros der Rebellen auf uns zu marschieren. Die Kanonen wurden abgeprobt, und bald darauf brauste eine Granate über ihren Köpfen fort; sie rückten mit eingelegten Bajonetts auf unsere Batterie los; doch der Leutnant Lasarew schoß so schnell und nachdrücklich anfangs mit Kugeln und dann mit Kartätschen in den dicken Haufen hinein, daß bald die ganze Kolonne unschlüßig zu wanken begann; die feindlichen Offiziere waren alle voran und zu Fuß, auch Murawjew.

Nun ging unsere Leibeskadron mit Odobesko, die Mariupolsche sechste mit Engelhardt zur Attacke und brachte das Ganze in Unordnung, daß die Soldaten Flinten und Patronentaschen fortwarfen, teils um Gnade baten, teils einem nahegelegenen Walde zuliefen, wo sie aber, ehe sie ihn erreichten, von unsrer braven Leibeskadron genommen wurden. Die Rebellenoffiziere wurden in dieser allgemeinen Deroute mit fortgerissen, nur ein einziger, der Suite Kapitän Murawjew¹⁾ schoß sich, als er von Husaren umringt war, selbst eine Kugel durch den Kopf. — Ein Kapitän Tschepilow wurde in Stücke gehauen, nachdem ihm Geismar seinen Weimariſchen Säbel mitten durch den Leib gejagt hatte²⁾.

Das Resultat dieser Affäre war so brillant als möglich: 23 Tote, 18 Bleffierte, 780 Gefangene, 2 Fahnen. An Offizieren fingen wir den Oberstleutnant Murawjew, der schwer verwundet worden war, seinen Bruder im Frack, die Kapitän's Bistrizki,

¹⁾ Gemeint ist der Fähnrich der Suite Hippolyt Murawjew-Apostol; diese wie die meisten folgenden Personalangaben Löwensterns über die Offiziere der meuternden Abteilung sind ungenau; doch lasse ich sie im Text unverändert und füge als Anhang ein nach den mir zugänglich gewordenen Quellen zusammengestelltes Verzeichnis jener Offiziere bei.

²⁾ Im Oktober 1813 hatte Geismar die Stadt Weimar vor den Franzosen unter Lefebvre gerettet; vielleicht handelt es sich hier um einen ihm von der Stadt Weimar dargebrachten Ehrensäbel.

Baron Esolowjew, Kusmin und noch zwei Offiziere, deren Namen mir entfallen sind, und dann noch meinen großen Freund, den jungen Bestufshew von der Esemenowschen Garde. Gleich im ersten Choc stieß ich auf Murawjew¹⁾; er erkannte mich sogleich und rief mir zu: „Colonel, vous êtes un brave et homme d'honneur, sauvez mon frère, qui va être massacré!“ Ich war auch wirklich so glücklich, diesen aus den Händen unsrer nach Blut schnolenden Husaren zu retten.

So also endigte dieser Feldzug zu unserem Ruhme. Die Leibeskadron konvoierte die Gefangenen, die Mariupolsche sechste die Offiziere, unsere vierte die Kanonen und genommene Dose, und die zweite Mariupolsche hatte die Blessierten, Toten, Flinten usw. zu sammeln. Nach unterwegs schoß sich der Kapitän Kusmin mit einer Pistole, die er versteckt hatte, eine Kugel durch den Kopf²⁾. Der Fürst Woronezki von unserem Regiment wurde mit 20 Husaren abgeschickt, hie und da die Flüchtlinge zu sammeln und brachte uns in der Nacht den alten degradierten Artillerie-Oberst Baschmatow³⁾ und den Kapitän Fuhrmann⁴⁾, den ich bei Bubberg⁵⁾ auf einem Ball in Esemenowscher Uniform gesehen hatte, und 36 Mann Gefangene ein.

Ein einziger Offizier, Esuchinow vom Alexandrischen Regiment war, da er Husarenuniform trug, entkommen; doch wo will er hinlaufen in Winterzeit?⁶⁾

¹⁾ Hier ist vermutlich Matwei Murawjew-Apostol gemeint, der für seinen verwundeten Bruder Esergei bat.

²⁾ Vgl. den Anhang.

³⁾ Bei Schiemann wird er Leutnant vom Eschernigowschen Regiment genannt.

⁴⁾ Swan Fuhrmann, Kapitän vom Eschernigowschen Regiment, gehörte dem Bund der vereinigten Slaven an.

⁵⁾ Baron Gotthard Wilhelm von Bubberg zu Widbrisch und Hohenheide, geb. 1766, † 1832, seit 1818 Zivilgouverneur von Estland.

⁶⁾ Vgl. Anhang; Esuchinow war soeben aus dem Eschernigowschen Regiment zu den Alexandria-Husaren versetzt worden und hatte seinen bisherigen Garnisonsort noch nicht verlassen, als der Aufstand zum Ausbruch kam (Russl. Sitarina 1873, Bd. VII, S. 668).

Dieses, mein lieber Karl, ist die langweilige Relation unseres Feldzuges, der in allem vom 1. Januar bis zum 4. dauerte. Die verschiedenen Gesichter unserer Herren hättest Du sehen sollen! Roth war sehr unruhig, freundlich mit jedermann und im Herzen, glaube ich, traute er besonders den Dranschen nicht recht. — Geismar war ein brüllender Löwe, aber brav, das muß man ihm lassen! Ich war das souffre-douleur (Sündenbüßer) aller Welt durch meine unnütze Estartanie (Eifer). Norwert, Odobesko, Adamowitsch, Stein und Graf Swelitsch waren sehr zu gebrauchen. Den vier Eskadrons und den zwei Kanonen, die gefochten hatten, schenkte die alte Branicki¹⁾ 1000 Rubel. Sie hatte 30 Millionen nach Rjew abgefertigt und schwiszte Schweiß und Blut.

— — — — —
Jetzt ist es bei uns wieder so ziemlich ruhig — doch Gott weiß, ob es lange dauern wird!
— — — — —

Jetzt genug — Adieu

Dein Freund E. Löwenstern.

Schade, daß Esemen nicht erschossen ist, so würdest Du mit Deiner Schuld quitt; ich wünschte allen meinen creditores während der Affäre ein seliges Ende. — An Pontus²⁾ habe ich einen schwarzen Hengst geschenkt von Soimow seinem Geflütt für 1400 in Rarten gewonnen.“

* * *

Mit diesem für ihn charakteristischen P. S. schließt dieser Brief Ed. v. Löwensterns, der manches bisher noch unbekanntes Detail über die Affäre bei Ustimowka enthält.

Ich kann es mir nicht versagen, als Gegenstück zu der

¹⁾ Die reiche Gräfin Branicka war die Besitzerin von Bjalaja Zerkow, dem ursprünglichen Marschziel der Aufständischen.

²⁾ Graf Pontus Stenbock, ein leiblicher Neffe Ed. von Löwensterns und Schwager Karl von Strandmanns, war 1818 als Junker bei den Oranien-Husaren eingetreten.

Schilderung Löwensterns die Darstellung des Kampfes bei Ustj-mowka nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen aus dem andern Lager, nämlich des Matwei Murawjew-Apostol¹⁾, wiederzugeben: „Am 3. Januar erfuhren wir, daß uns eine Kavallerieabteilung mit einer Kompagnie reitender Artillerie den Weg nach Trileffje verlegt habe. Allgemeine Freude: die Kompagnie wurde von Oberst Pychatschew, einem Mitglied der geheimen Verbindung, befehligt. Erst 1860, als ich in Twer lebte, habe ich erfahren, daß Pychatschew am Vorabend des Tages, an welchem seine Kompagnie gegen uns ausmarschierte, verhaftet worden war. Wir brachen von der Lagerstätte auf, bildeten Kompagniekolonne und gingen weiter. Das Gelände erwies sich als denkbar ungünstig für Infanterie, die gegen Kavallerie fechten soll. Das Detachement, die Geschütze werden sichtbar. Wir rücken vor. Es erdröhnt ein Kanonenschuß, darauf ein zweiter. Das Geschloß flog über unsere Köpfe hinweg. Wir gingen immer vorwärts. Es wurde Kartätschfeuer eröffnet; bei uns fielen mehrere Leute, einige waren tot, andere verwundet; unter den ersteren befand sich der Befehlshaber der ersten Musketierrkompagnie Stabskapitän Michael Alexejewitsch Schtschepilla. Nun faßte Ssergei Iwanowitsch (Murawjew-Apostol) den Entschluß, dem ungleichen Kampf ein Ende zu machen und sein Kommando vor dem unvermeidlichen Untergang zu retten, und befahl, die Gewehre zusammenzustellen. Die Soldaten, die ihm gehorchten, begriffen nicht, mit welcher Absicht der Befehlshaber sie auf ihrem Marsch angehalten habe. Ssergei Iwanowitsch sagte ihnen, daß er ihnen gegenüber schuldig sei, daß er, indem er in ihnen die Hoffnung auf Erfolg erweckt, sie getäuscht habe. Er begann den Artilleristen mit einem weißen Tuch zuzuwinken und fiel im selben Augenblick, von einer Kartätschenkugel getroffen, hin. Hippolyt, in der Meinung, daß sein Bruder tot sei, erschoss sich mit einer Pistole. Man setzte uns in Schlitten, wir mußten an unsern Soldaten vorüberfahren, welche mit Mitleid auf meinen Bruder

¹⁾ „Russki Archiv“ 1871, S. 235.

sahen. In dem Gesichtsausdruck keines einzigen von ihnen war das geringste Anzeichen eines Vorwurfes zu bemerken."

Ich möchte an dieser Stelle darauf hinweisen, daß in keinem dieser beiden authentischen Berichte die Rede davon ist, daß die Aufständischen Karree gebildet und so das Herannahen der Geismarschen Husaren erwartet hätten, wie dieses in der Darstellung Th. Schiemanns und auch von anderen geschildert worden ist.

Die bei Ustimowka und später gefangenen aufständischen Offiziere wurden in Mohilew vor ein Kriegsgericht gestellt; nur die Brüder Ssergei und Matwei Murawjew-Apostol, Bestuschew Rjumin und Fuhrmann wurden nach Petersburg geschickt. Matwei M.-A. wurde zum Tode verurteilt, jedoch zu 20jähriger Zwangsarbeit begnadigt, Fuhrmann erhielt Anweisung in Sibirien zudiktirt; Ssergei M.-A. aber und Michail Bestuschew Rjumin ereilte zugleich mit Pestel, Rylejew und Rachowfski am 15. Juli 1826 die Todesstrafe.

Ergreifend schildert der Dekabrist Rosen die letzten Stunden dieser beiden: In der Nummer 12 der Kasematten befand sich am Vorabend der Hinrichtung Sergius Murawjew-Apostol. Seine Denkart, sein reiner fester Glaube hatten den Geistlichen Myslowski schon längst vor der verhängnisvollen Stunde mit solcher Ehrfurcht erfüllt, daß dieser äußerte: „Wenn ich in die Kasematte des Ssergei Iwanowitsch trete, so bemächtigt sich meiner jedesmal ein so andächtiges Gefühl, als wenn ich vor dem Gottesdienst in das Allerheiligste trete“ Sogar in den letzten Augenblicken seines Lebens hatte er keine Zeit, an sich selbst zu denken: ihm gegenüber in der Nummer 16 saß sein junger Freund Michail Bestuschew-Rjumin, diesen suchte er zu trösten und zu ermutigen. Der Feuerwerker Ssokolow und die Wächter Schibajew und Trosimow hinderten die zum Tode Verurteilten nicht, sich laut zu unterhalten; sie achteten die letzten Augenblicke der Todeskandidaten. — Ich habe stets lebhaft bedauert, daß diese schlichten, guten Menschen nicht verstanden haben, die letzte Unterhaltung der beiden Freunde

wiederzugeben; sie wußten nur, daß dieselben über die Unsterblichkeit der Seele geredet hätten. Bestushev-Rjumin war erst 22 Jahr alt . . . er war so jung, daß er sich nur schwer von dem Leben, das er kaum begonnen, trennen konnte. Wie ein Vogel im Käfig warf er sich hin und her und suchte sich zu befreien, als man ihm Fesseln anlegte . . .“

Eduard Löwenstern hat ungeachtet der bedeutenden Rolle, welche er im Gefecht bei Ustimowka gespielt, hierfür keinerlei Auszeichnungen erhalten, und in seiner Dienstliste ist mit keinem Wort davon die Rede; zwar ist er unmittelbar darauf zum Obersten und Kommandeur des Mitauschen Husarenregiments ernannt worden, jedoch ganz unabhängig von seiner Anteilnahme an der Niederwerfung der Revolte; in einem ungedruckten Brief seines Bruders Woldemar¹⁾ an ihn heißt es mit Bezug hierauf: „Ich wußte, daß Du aktiven Anteil an den großen Begebenheiten genommen, daß Du aber würdest vergessen werden, daß vermutete ich nicht. Was Dein Chef dabei für Absichten gehabt, ist mir unerklärlich, denn, daß Du Oberster geworden, ist Folge einer früheren Vorstellung des Grafen Toll²⁾ und keineswegs eine Belohnung für Deine Treue und Deinen Eifer in der Empörungsgeschichte. Warst Du als wirklicher Kommandeur der Dranschen Eskadron dort, so mußt Du Deine so legitimen Präensionen geltend machen. Pontus³⁾ hat Dich in Petersburg genannt als denjenigen, der die Attacke kommandiert, und Dein Name ward dort in der Gesellschaft überall genannt und bekannt.“

Es sei mir gestattet, meine Darstellung mit einem Wort Theodor Schiemanns zu beschließen, welches, wie mir scheint, die Gründe des Scheiterns des Dezemberaufstandes treffend kennzeichnet, indem er von den Teilnehmern sagt: „Gewiß, an

¹⁾ Generalmajor Woldemar von Löwenstern, geb. 1776, † 1858, bekannter Partisanenführer während der napoleonischen Kriege; seine Memoiren sind zuletzt 1904 bei M. S. Weil in Paris herausgegeben.

²⁾ Damals Generalstabschef.

³⁾ Stenbock siehe oben.

Begeisterung fehlte es nicht und auch nicht an dem Willen, die eigene Person für den Anschlag einzusetzen, den man nun einmal in törichter Verblendung für groß gedacht und patriotisch hielt. Aber es hat allen Teilnehmern an organisatorischer Kraft gefehlt, und wenn nicht völlige Unfähigkeit von seiten der Regierung gezeigt wurde, mußten sie kläglich zugrunde gehen. Mit ihnen die betrogenen Soldaten und auch jene patriotischen Pläne, durch deren gewaltsame Durchführung sie Rußland einer neuen, besseren Entwicklung zuführen wollten. Nicht auf solchen Wegen und nicht durch solche Männer vollzieht sich der Fortschritt der Menschheit.“

* * *

Anhang.

Verzeichnis derjenigen aufständischen Offiziere, welche das Gefecht von Ustimowka v. 3. Jan. 1826 mitmachten.

I. In der Front der 6 meuternden Kompagnien befanden sich folgende Offiziere (vgl. den Artikel von Michael Balas in der „Russkaja Sstarina“, 1873, Bd. VII, S. 672):

1. Bataillonskommandeur Oberstleutnant Sfergei Iwanowitsch Murawjew-Apostol; wurde am 15. Juli 1826 hingerichtet;
2. Adjutant Fähnrich Grigori Iwanowitsch Apostol-Reitsch (Regitsch); starb auf dem Wege nach Sibirien;
3. Wladimir Nikolajewitsch Petin;
4. Stabskapitän Baron Welsjamin Nikolajewitsch Solowjew; † 1871 in Njasan;
5. Leutnant Anastasi Dmitrijewitsch Kusmin; erschoss sich in der Nacht auf den 4. Januar 1826 in einem Krüge zu Trileffje, wo die gefangenen Offiziere untergebracht waren;
6. Stabskapitän Michail Alexejewitsch Schtschepilla; fiel während des Kampfes am 3. Januar 1826;
7. Leutnant Byskrißki; † 1872 in Pobodsk;
8. Kapitän Kafalowitsch; flüchtete (vielleicht beruht diese Angabe auf einer Verwechslung mit Ssuchinow, der sich in der Front der gleichen Kompagnie wie Kafalowitsch befand, und von dem Löwensteinern berichtet, daß er flüchtete);
9. Leutnant Iwan Iwanowitsch Ssuchinow; vgl. Nr. 8;
10. Leutnant Mosgalewski; † in Sibirien;
11. Unterleutnant Anton Stanislawow Woilowitsch.

II. Ohne in der Front zu stehen, nahmen noch folgende Personen auf Seiten der Meuterer an dem Gefecht von Istimowka teil:

12. Obrist a. D. Matwei Swanowitsch Murawjew-Apostol; wurde zum Tode verurteilt, jedoch zu 20jähriger Zwangsarbeit begnadigt; 1856 kehrte er aus der Verbannung zurück; † 1886;
 13. Fähnrich der Suite Hippolyt Murawjew-Apostol; erschoss sich während des Kampfes am 3. Januar 1826;
 14. Michail Bestuschew-Rjumin, Unterleutnant im Poltawaschen Infanterieregiment; hingerichtet am 15. Juli 1826.
-

Die Schlacht bei Grochow,

13./25. Februar 1831.

(Vortrag, gehalten 1896 in der Estländischen Literarischen Gesellschaft.)

Abgesehen von der allgemeinen historischen und militärischen Bedeutung der Schlacht bei Grochow glaubte ich annehmen zu können, der von mir gewählte Gegenstand dürfte auch aus dem Grunde des Interesses für die Zuhörer nicht entbehren, daß es die Namen vieler Balken sind, die mit den damaligen Vorgängen aufs engste verknüpft sind, und zwar die Namen der Estländer Graf Toll, der als Chef des Generalstabes einen hervorragenden Anteil an der allgemeinen Leitung der ganzen Schlacht genommen hat, sowie Baron Meyendorff, der als Kommandeur der Prinz Albrecht-Kürassiere einen todesmutigen Reiterangriff ausführte, wie er in der Geschichte der Kavallerie erst in der berühmten Urtacke der englischen „Leichten Brigade“ bei Balaklava und dann erst wieder im Todesritt von Mars-la-Tour-Bionville seinesgleichen gefunden hat, und endlich die Namen der Korpskommandeure Graf Peter Pahlen und Baron Gregor Rosen, denen in erster Linie der taktische Erfolg jener Schlacht zu verdanken ist.

Die der Schlacht bei Grochow vorhergehenden Ereignisse will ich nur soweit berühren, als es zum Verständnis des Folgenden unumgänglich notwendig ist.

Wie bekannt, begann der polnische Krieg damit, daß im November 1830, in der sog. „Nacht des heiligen Saturnin“ in Warschau ein Militäraufstand ausbrach und die wenigen russischen Truppen, die in Polen standen, mit dem Großfürsten

Konstantin an der Spitze, der polnischen Übermacht weichend, gezwungen wurden, das Königreich Polen zu verlassen. Die russischen Regimenter wurden übrigens auf ihrem Marsche nicht weiter behelligt und hatten am 2. Dezember russisches Gebiet erreicht. Eine Versöhnung wäre zu der Zeit noch vollständig möglich gewesen, denn an der Spitze der polnischen Nationalregierung stand damals der sehr gemäßigt gesinnte General Chlopicki, welcher einen offenen Bruch mit allen Mitteln zu vermeiden suchte und durch Entsendung einer Deputation an den Kaiser Nikolai Unterhandlungen einleitete. Chlopicki, ohne Zweifel die bedeutendste Persönlichkeit, über welche die Polen in jener Zeit verfügten, war ein viel zu erfahrener Krieger und kühl denkender Politiker, um nicht genau vorauszu sehen, daß bei einem offenen Kriege zwischen Rußland und Polen das letztere, trotz seiner in mancher Beziehung besser ausgebildeten Armee, früher oder später doch der Übermacht unterliegen müsse; aber die rote Revolutionspartei war stärker als er, und als dieselbe am 17./29. Januar 1831, trotz des Widerspruches der Gemäßigten, die Absetzung des Hauses Romanow in Warschau proklamierte und sich selbst dadurch jeder Möglichkeit eines unblutigen Ausgleiches mit Rußland beraubt hatte, sagte sich Chlopicki von aller Verantwortung für das hereinbrechende Verhängnis, dessen Unvermeidlichkeit er klar voraussah, los, indem er die Diktatur niederlegte, stellte aber seinen Degen der nationalen Sache auch fernerhin zur Verfügung, denn als Patriot und Soldat glaubte er seine Dienste dem Vaterlande nicht entziehen zu dürfen, das derselben in der Stunde der Gefahr um so mehr bedurfte, als er einer der wenigen polnischen Generale war, die auf eine militärische Praxis zurückblicken konnten (er hatte seinen Dienst noch unter Kosciuszko begonnen und unter Napoleon mit Auszeichnung in der polnischen Legion in Spanien gekämpft). So verblieb denn der faktische Oberbefehl über die polnische Armee auch fernerhin in Chlopickis Händen, während der neue Diktator, Fürst Radziwil, ein ehrenwerter, aber ganz unbedeutender Charakter, nur

nominiell die Armee kommandierte und sich in allem ganz auf den Rat Chlopickis verließ, was übrigens unter den gegebenen Umständen entschieden das Beste war, was er tun konnte. Noch einen zweiten Offizier hatte die polnische Armee aufzuweisen, der zwar nicht an Erfahrung, wohl aber an militärischem Blick Chlopicki würdig zur Seite gestellt werden konnte, das war der spätere General-Quartiermeister Prondzinski. Aus seinem zu Beginn des Aufstandes einer Kommission von Artillerie- und Genieoffizieren vorgelegten, von derselben aber verworfenen Projekt zu einer Verteidigung Warschaus geht klar hervor, daß er mit richtigem Scharfblick vorausgesehen hatte, welche Bedeutung in einem russisch-polnischen Kriege, bei dem sich die Polen defensiv verhielten, die Befestigung Warschaus haben mußte, und zwar hatte er von vornherein die Eventualität eines schließlichen Angriffs auf Warschau vom linken Weichselufer her ins Auge gefaßt, wozu es ja in der Tat zum Schluß der Kampagne gekommen ist.

Der erste Ansturm aber sollte vom rechten, Pragaschen Ufer her erfolgen, und daß es so kommen müsse, zeigte sich schon sehr bald nach Beginn des russischen Aufmarsches. Vor Anfang des Krieges hatte die russische Armee auf einem Gebiet von sehr weiter Ausdehnung zerstreut in Garnisonen gelegen, so daß bei dem in konzentrischer Weise stattfindenden Aufmarsch die Peripherie des äußersten Kreises durch die Gouvernements Petersburg, Smolensk, Orel und Rjewe, und die des innersten durch die unmittelbar an der polnischen Grenze belegenen Gegenden markiert war. Als gemeinsamer Mittelpunkt, auf den diese allgemeine konzentrische Bewegung der gesamten russischen Streitkräfte (abgesehen von dem Detachement des Generals Kreuz, das im Gouvernement Lublin eine Spezialaufgabe zu verfolgen hatte) hinstrebte, stellte sich nun sehr bald die auf dem rechten Weichselufer, Warschau gegenüber, gelegene Stadt Praga heraus, unter deren Weichbild die verschiedenen, anfangs weiter vorgeschobenen polnischen Heeresteile allmählich zusammengedrängt wurden.

Das Gros der russischen Armee unter dem Kommando des Feldmarschalls Diebitsch-Sabalkanski rückte von Osten in der Richtung der Breslauer Chaussee heran und hatte Anfang Februar in einer Reihe von kleineren Gefechten bei Dobre, Kaluszin und Wawr den sich ihm entgegenstellenden Feind bis zu dem etwa 5 Werst von Praga belegenen Ort Grochow zurückgedrängt, während von Norden her Fürst Schachawskoi auf der Romnischen Chaussee mit dem Grenadierkorps auch in der Richtung auf Praga herankam, ohne noch vorläufig unmittelbare Fühlung mit der Hauptmacht Diebitschs zu haben. Seit dem Treffen bei Wawr, das am 7./19. Februar geschlagen worden war, lagen sich die Polen und Russen in Bivaks dicht gegenüber und bereiteten sich beiderseits auf die jetzt unmittelbar bevorstehende Hauptschlacht vor.

In großen, schematischen Zügen lassen sich die Positionen beider Armeen folgendermaßen skizzieren: die Front der Polen ist nach Osten gerichtet, ihr rechter Flügel, Division Szembel, steht rechts von der Breslauer Chaussee und lehnt sich an die Sümpfe, die sich längs dem Weichselufer hinziehen. Bei Grochow, das dicht an der Chaussee liegt, und weiter links von derselben bildet die Division Strzynecki das Zentrum. Hinter der Division Strzynecki, auf etwas erhöhtem Terrain und teils auf der Chaussee hinter Grochow steht Artillerie. Der linke Flügel endlich (Division Zimirski) hält den nachher so berühmt gewordenen Erlenhain, die „Dichowa Roschtscha“, besetzt. Dies ist die Front der polnischen Hauptmacht. Die Reserve, bestehend aus zwei Kavalleriedivisionen und den sog. „Rossinieren“ (Sensenmännern) sind in verschiedenen Orten zwischen Praga und der Grochowschen Linie verteilt. Im Rücken der Position bildet Praga den Stützpunkt der Rückzugslinie; diese Stadt hat einen artilleristisch nur schwach armierten tête de pont, der die nach Warschau führende Brücke schützt, und eine äußere Umwallung, die aber zurzeit noch unvollendet ist. Es war ein Versäumnis der Polen gewesen, Praga nicht rechtzeitig in eine Esplanade umgewandelt zu haben, wozu sie sich, wie wir sehen

werden, doch schließlich gezwungen sahen; dergleichen war es ein großer Fehler, nicht für eine zweite Brücke über die Weichsel gesorgt zu haben, denn auf diese Weise bestand die Rückzugslinie von Praga nach Warschau in einem einzigen, äußerst gefährlichen Desfilee. Die um Grochow im Bimak liegenden Hauptkräfte kommandierte General Chlopicki, während ein kleineres Korps unter General Krukowiecki nördlich von Praga an der Rownoschen Chaussee stand, auf welcher ja Schachawskoi mit seinen Grenadieren heranrückte und inzwischen (am 12./24. Februar) die Ortschaft Bjalolenka eingenommen hatte.

Wenden wir uns jetzt zur russischen Aufstellung, so finden wir, daß deren linker Flügel (dem rechten polnischen entsprechend) durch das Korps Graf Pahlen gebildet wurde und in tiefen Kolonnen zu beiden Seiten der Brestler Chaussee bei Wawr aufgestellt war. Von der rechten Seite schloß sich das Korps Baron Rosen an und noch weiter rechts bis Kawentschin das Artilleriekorps des Grafen Witt, während eine Abteilung des Gardekorps unter dem persönlichen Kommando des Zesarewitsch Konstantin sowie die zweite Grenadierdivision die Reserve bildete. Die Front der Russen war länger als diejenige der Polen, so daß der vom linken Flügel der letzteren besetzte Erlenhain dem Zentrum der russischen Position gegenüberlag.

Die Streitkräfte der Polen (ohne das Korps Krukowiecki) betrug 44000 Mann, die der Russen (ohne das Grenadierkorps des Fürsten Schachawskoi) 59000; die Russen waren also an Zahl überlegen, ein Umstand, der sich aber dadurch ausglich, daß sie die Angreifer waren und, um nicht überflügelt zu werden, eine viel ausgedehntere Front einnehmen mußten. Was das qualitative Verhältnis der beiden Heere anlangt, so muß bemerkt werden, daß der Kern der polnischen Streitkräfte aus Elitetruppen bestand, die den Russen in bezug auf ihre Schulung überlegen waren; dieser Kern bestand nämlich aus den Regimentern der alten polnischen Armee, die ihre so vortreffliche Schulung direkt dem Großfürsten Konstantin zu verdanken hatten, der sich die Ausbildung der polnischen Armee

während seiner Statthalterschaft immer ganz besonders hatte angelegen sein lassen und dem es nun ein tragisches Geschick beschieden hatte, jene Truppen, die ihm so ans Herz gewachsen waren, selbst zu bekämpfen. Zu Beginn des Aufstandes waren die alten Regimenter durch Bildung dritter und vierter Bataillone und fünfter und sechster Eskadronen vergrößert worden, und es waren noch mehrere Kosakiregimenter ganz neu formiert worden, wobei die neugebildeten Truppenteile selbstverständlich den alten Soldaten an Kriegstüchtigkeit weit nachstanden; ebenso hatte mit Ausbruch des Aufstandes eine Menge von Offiziersstellen notgedrungen mit jungen Edelleuten besetzt werden müssen, denen es an jeglicher militärischer Schulung fehlte, und, wie schon oben erwähnt, war in den höheren Offiziersposten ein empfindlicher Mangel an kriegserfahrenen Kräften bemerkbar. Hierin war die russische Armee, die in bezug auf exaktes Exerzieren der polnischen nachstand, derselben weit überlegen. An ihrer Spitze stand der erst kürzlich mit neuem Ruhm gekrönte Feldmarschall Diebitsch; ein großer Teil seiner Offiziere und Mannschaften war erst vor zwei Jahren aus dem siegreichen türkischen Feldzug zurückgekehrt, der Diebitsch den ehrenvollen Zunahmen Sabalkanski eingetragen hatte. Sein Generalstabchef war Graf Toll, eine militärische Kapazität, die von einem so hervorragenden Gewährsmann wie Bernhardi mit zu den ersten Feldherren unseres Jahrhunderts gezählt wird. Die Hauptschwäche der russischen Armee dagegen lag in deren korrumpiertem Verpflegungswesen, bei welchem die einzelnen Kommandeure allzu starken Versuchungen ausgesetzt waren, sich auf Kosten des kriegsbereiten Zustandes der ihnen unterstellten Truppenteile zu bereichern. So erwies es sich, daß in vielen Batterien weniger Pferde gehalten wurden, als vorschriftsmäßig vorhanden sein mußten, und ähnliche Mißbräuche mehr, die übrigens nach der damals ganz allgemein geltenden Anschauung durchaus nicht für etwas Unehrenhaftes galten. Dem echt kriegerischen Geist, der die ganze russische Armee besetzte, hatten die Polen den Mut ent-

gegenzusetzen, den das Gefühl verleiht, für seine Existenz zu kämpfen.

Diebitsch beabsichtigte, den entscheidenden Schlag am 14. Februar in der Weise zu führen, daß er selbst mit den Hauptstreitkräften die Grochowsche Linie angriff, während Schachawskoi zugleich dem Feinde in den Rücken fallen und ihm womöglich den Rückzug nach Praga abschneiden sollte. Es kam aber schon am 13. zur Schlacht und zwar aus folgender Veranlassung: Schachawskoi war zu schnell marschiert und hatte, wie wir sahen, bereits am 12. Bialolenka eingenommen. Diebitsch war hiermit sehr unzufrieden und schickte an Schachawskoi den Befehl, sich unter keinen Umständen vor Beginn des Angriffs auf der Hauptlinie auf ein weiteres Treffen mit den Feinden einzulassen und alle seine Bewegungen möglichst geheim zu halten. Infolgedessen beschloß Schachawskoi, um einem Kampf mit dem in Brudno stehenden Krufowiecki auszuweichen, Bialolenka zu räumen und in der Richtung zu den Hauptstreitkräften abzumarschieren. Während dieser Bewegung, welche von den Feinden für einen Angriff gehalten wurde, kam es zu einer Kanonade zwischen Krufowieckischer Artillerie und der Nachhut der abziehenden Grenadiere; dieselbe endete damit, daß Schachawskoi ungehindert weiterzog und Krufowiecki Bialolenka besetzte. Der Feldmarschall Diebitsch aber glaubte, als er den Kanonendonner von Bialolenka her vernahm, Schachawskoi werde von überlegenen polnischen Streitkräften angegriffen und ordnete sofort die Eröffnung des Angriffs auf seiner ganzen Linie an. So begann etwa um 9 Uhr morgens des 13. Februar 1831 die Schlacht bei Grochow.

Die beiden feindlichen Armeen lagen einander so nahe gegenüber, daß die Artillerie nicht einmal auf Position hinauszufahren brauchte, sondern das Feuer direkt vom Platz aus eröffnen konnte. Den Schlüssel zur polnischen Stellung bildete jener Erlenhain, ein von zwei parallelen Entwässerungsgräben durchzogenes Gehölz, welches, wie schon erwähnt, von der Division Zimirski besetzt war; die Russen konnten keinen

Schritt vorwärts, ohne sich vorher in den Besitz des Gehölzes gesetzt zu haben, und nun begann mit wechselndem Erfolge ein blutiges Ringen um jenen Hain. Dreimal setzte das russische Fußvolk sich in dem Gehölze fest, dreimal wurde es von den Polen wieder aus demselben vertrieben, wobei nacheinander das Kosensche und Teile des Graf Pahlenschen Korps, und von polnischer Seite die Divisionen Zimirski und Strzynecki ins Feuer kamen. Zimirski selbst wird zu Tode verwundet (er hatte einen Arm verloren) nach Warschau gebracht. Auf dem rechten russischen Flügel befehligte Graf Toll, während der Feldmarschall Diebitsch das Zentrum und der General Reidhardt den linken Flügel kommandierte. Etwa um die Mittagszeit, als die Polen sich zum drittenmal des Erlenhaines bemächtigt hatten, begannen die Russen denselben von zwei Seiten gleichzeitig anzugreifen: rechts leitete Toll mit Teilen des Kosenschen Korps den Angriff, links General Reidhardt mit der dritten Infanteriedivision das Korps Graf Pahlen. Auch Artillerie wurde von beiden Seiten mitgeführt.

„Die Polen erhielten hierauf gleichfalls eine Verstärkung, welche laut das Revolutionslied sang: „Jeszcze Polska nie zginęła puka my ziemy“ (Noch ist Polen nicht verloren usw.). Chlopicki selbst übernahm die Verteidigung des Haines. Prondzinski und Mühlberg halfen ihm. Die russischen Scharfschützen rückten zum zweiten Graben vor, wurden aber vom heftigen Feuer der polnischen Artillerie zurückgedrängt. Die Polen besetzten nunmehr den Wald, drangen vorwärts und begannen Kolonnen zu bilden; sie eroberten zwei Geschütze, welche im Sumpfe stecken geblieben waren. Diebitsch sandte eine Brigade Grenadiere zur Verstärkung und sprengte selbst ins Feuer. Chlopicki, im grauen Rocks, eine kurze Pfeife zwischen den Zähnen, hatte zwei Pferde unter sich verloren und eine leichte Wunde am Fuß davongetragen; trotzdem fuhr er fort, den streitigen Hain zu halten, der mit Leichen bereits angefüllt war. Die Russen eroberten jetzt die zwei Geschütze wieder, welche ihnen der Feind abgenommen hatte. Bereits

waren die Grenadiere und Scharfschützen am zweiten Graben angelangt. Dort entbrannte nun die Schlacht aufs neue, aber die Polen konnten jetzt nicht mehr Stand halten; um 3 Uhr überschritten die Russen den zweiten Graben und besetzten den ganzen Hain, der dieses Mal in ihren Händen verblieb. Nach der allgemeinen Schätzung lagen daselbst an Toten und Verwundeten auf beiden Seiten gegen 8000 Mann.

Nun war das Übergewicht auf der russischen Seite. Chlopicki war zum Diktator Radziwill geritten, um mit ihm zu konferieren; bei der Rückkehr wurde sein Pferd durch eine Granate verwundet, er selbst erlitt am Fuß eine Kontusion; besinnungslos war er zu Boden gestürzt, worauf er nach Warschau gebracht wurde. Unterdessen zog sich die russische Armeelinie vorwärts und bedrängte, verstärkt durch die Artillerie, mehr und mehr den Feind. Die feindlichen Gewehrsablen verstummten allmählich, und die offenkundige Verwirrung bestimmte Toll zu einem allgemeinen Reiterangriff.“ Mittlerweile war nämlich von Schachawstoi die Nachricht eingetroffen, daß er sich auf dem Marsch befände, um sich mit den Hauptkräften zu vereinigen. Da hierdurch die Erfüllung der ihm vom Feldmarschall zugeordneten Aufgabe, den Feind von Praga abzuschneiden, unmöglich geworden war, hatte der geplante Reiterangriff den Zweck, mit Umgehung des Erlenhaines von rechts dem Feinde in die Flanke und in den Rücken zu fallen und so womöglich das zu erreichen, was Schachawstoi versäumt hatte. Toll wollte den Angriff persönlich leiten und begann mit fünf Kavallerieregimentern, in deren erster Linie sich die Gardeulanen des Besarewitsch Konstantin und das Kürassierregiment Prinz Albrecht von Preußen, letzteres unter dem Kommando des Baron Meyendorff, befanden, sowie mit der reitenden Batterie des General Gerstenzweig den Erlenhain zu umgehen. Dieses war äußerst schwierig, da das sumpfige, jetzt allerdings gefrorene Terrain von zahlreichen Entwässerungsgräben durchschnitten war, welche erst durch Sappeure überbrückt werden mußten. Um diese Defilee zu passieren, waren

die Regimenter gezwungen, während sie bereits vom Feinde beschossen wurden, in tiefen Kolonnen zu je sechs oder je drei zu verbleiben und sich gleichfalls unter dem Feuer in Gefechtsstellung umzuformieren. Dabei ging die kostbarste Zeit verloren, denn der Feind der in Unordnung geraten war, hatte inzwischen eine zweite Position hinter dem Erlenhain einnehmen können. Graf Toll verständigte die Kommandeure der einzelnen Regimenter, die in drei Linien hintereinander aufgestellt waren, daß alle auf ein allgemeines Kommando gleichzeitig zur Attacke vorgehen sollten, und zwar in der Weise, daß immer das nächste Regiment das vorhergehende, während letzteres attackierte, nach rechts überflügeln sollte. Ganz vorn zwischen den Ulanen und den Albrtkürassieren stand die Artillerie Gerstenzweigs. Es kam aber anders, als Toll beabsichtigt hatte, denn er selbst ließ sich durch eine separate Attacke des Ulanenregiments, das auf der linken Seite der ersten Linie stand, gegen das aus dem Gehölz hervorbrechende vierte polnische Linienregiment mitreißen. Die Ulanen wurden dicht vor dem Feinde und unter dessen heftigem Feuer durch einen Graben aufgehalten, und Graf Toll befahl der Artillerie, an den Graben zu kommen und die Polen zu vertreiben. Zu derselben Zeit war Meyendorff, der rechts von den Ulanen stand und von einer polnischen Batterie arg molestiert wurde, ohne das allgemeine Kommando abzuwarten, mit zwei Regimentsdivisionen (zu je zwei Eskadrons) zur Attacke losgebrochen, während eine dritte Regimentsdivision zurückblieb. Mit großem Ungestüm drangen die Kürassiere vorwärts, ritten das 8. polnische Linienregiment, das sich ihnen entgegen warf, in Grund und Boden, jagten durch die ganze Tiefe der feindlichen Aufstellung, um dann, von mehreren polnischen Ulanen eskadrons in die Flanke gefaßt, geschickt auf die Brester Chaussee hinauszuschwenken und auf dieser weiter nach Praga und teils auch in die Stadt hineinzufürmen; ja sieben von jenen tapferen Reitern sind sogar bis an den Brückenkopf von Praga vorgebrungen. Die ganze Attacke hatte 20 Minuten

gebauert und sich über eine Strecke von nicht weniger als $2\frac{1}{2}$ Werst ausgedehnt. Die Kürassiere hatten die ganze polnische Armee in die größte Verwirrung versetzt, aber sie hatten auch selbst ungeheuer gelitten, und kaum die Hälfte von ihnen kam zurück; Meyendorff hatte zwei Pferde unter sich verloren und benutzte das Pferd eines polnischen Ulanen zur Rückkehr.

„Wenn zwei Divisionen Kürassiere solche Wunder zu vollbringen imstande waren, was hätte nicht bei einem gemeinsamen Angriff geschehen können?“ ruft ein Augenzeuge aus, und in der That, es war ein großer Fehler begangen worden, indem man nicht auch noch die übrigen drei Regimenter zur Attaque geführt hatte. Man beschuldigte hierin einerseits den Grafen Toll, der sich, wie wir sahen, durch die Attaque der Ulanen, die übrigens keinen bedeutenden Erfolg hatte, hinreißen ließ, und ebenso den Brigadegeneral Rablukow, der an der Attaque der Kürassiere teilgenommen hatte, statt den Befehl zur Unterstützung jener Tapferen zu geben. Doch — sei dem wie ihm wolle — der geeignete Augenblick war verpaßt, es galt also die im gegebenen Moment zweckmäßigsten Maßregeln zu treffen.

Sehen wir uns inzwischen das übrige Schlachtfeld an: Der Feind war um die Zeit der Meyendorffschen Attaque schon auf der ganzen Linie im Rückzug begriffen, nachdem er sich fast auf allen Punkten mit verzweifelter Gegenwehr gehalten hatte. Nur von der Division Szembek auf den rechten Flügel läßt sich das nicht sagen; Szembek selbst hatte den Kopf verloren, seine Division wich, durch ein mörderisches Feuer der russischen Artillerie aus ihren Verhaufen vertrieben, in voller Unordnung zurück, und die Kavallerie des Graf Pahlenschen Korps unter General Baron Geismar versprengte die Szembekschen Jäger teilweise in die Sümpfe am Weichselufer, von wo sich viele über das Eis nach Warschau retteten. Rechts und links von der Chaussee war das Korps des Grafen Pahlen im Vormarsch begriffen, der Erlenhain war

in den Händen der Russen, weiter nach rechts hatten die Litauische Grenadierbrigade und Ulanendivision des Rosenschen Korps die an der rechten Flanke der Polen belegenen Kolonien Elsner und Mazias eingenommen. Seit der Verwundung Chlopickis fehlte es den polnischen Truppen an einem starken Willen, der ihre weiteren Aktionen in einheitlicher Weise hätte leiten können. Der Diktator Radziwill hatte ganz den Kopf verloren, murmelte Gebete vor sich hin und antwortete auf alle Fragen, die man an ihn richtete, mit Bibelsprüchen; Krukowiecki, der inzwischen von Bialolenka herangekommen war, konnte sich mit den anderen polnischen Generälen zu keinem gemeinsamen Vorgehen einigen; der einzige, der noch den Kopf oben behielt, war Strzynecki.

Durch die Meyendorffsche Attaque war die Verwirrung in der polnischen Armee vollends eine allgemeine geworden. In Warschau selbst, das mit Verwundeten überfüllt war, herrschte Panik; die russische Armee war auf der ganzen Linie im Vormarsch auf Praga begriffen; das Letztere war, wie wir gesehen haben, nur ungenügend befestigt — kurz, der Befehl zu einem allgemeinen Sturm auf Praga mußte einem unabweislich erscheinen. Aber — dieser Befehl erfolgte nicht.

Der Feldmarschall Diebitsch war während der zuletzt geschilderten Vorgänge dem Fürsten Schachawskoi entgegen geritten, dessen Korps erst jetzt auf dem Schlachtfelde, und zwar auf der Höhe der Kolonie Elsner eingetroffen war, und begann die Grenadiere Schachawskoi persönlich in die Gefechtslinie zu führen. Als dieselben gegen die feindliche Position vorrückten, begann es schon zu dunkeln — es war bereits 5 Uhr nachmittags — und Diebitsch befahl nach einigem Schwanken, das Gefecht einzustellen und den Truppen eine Werst vor Praga Bivaks zu beziehen.

Damit war die Schlacht von Grochow beendet, welche, wenn man von der rein theoretischen Lehre ausgeht, daß von zwei kriegführenden Parteien diejenige als die gewinnende zu betrachten ist, welche nach der Schlacht Bivaks bezieht, die

noch die Nacht vorher vom Feinde eingenommen waren — einen Sieg für die Russen bedeutete, die man aber, wie wir gleich sehen werden, in ihren Folgen einer Niederlage gleichstellen kann. Die unmittelbare Folge jenes verhängnisvollen Befehls, den Kampf einzustellen, der mit Recht allgemeines Staunen hervorrief, war die, daß die Polen zur Besinnung kamen, ihre Armee in der Nacht in vollständiger Ordnung den Übergang über die Brücke bei Warschau bewerkstelligte und daß der inzwischen an die Stelle Radziwiłłs getretene Strzynecki die Stadt Praga niederbrennen sowie längs dem Weichselufer Geschütze auffahren ließ, die den Brückenkopf beherrschten. Die mittelbaren Folgen dagegen bestanden darin, daß Diebitsch gezwungen wurde, zurückzugehen, da jetzt wegen eingetretenen Saumwetters an einen Weichselübergang nicht zu denken war, daß sich der Krieg bis in den Herbst in die Länge zog und noch unendliche Ströme polnischen und russischen Blutes in der Schlacht von Ostrolenka und beim mörderischen, zweitägigen Sturm auf Warschau im August 1831 vergossen werden mußten, bis der Aufstand endgültig niedergeworfen war.

Fragen wir uns, wie sich die Dinge vermutlich gestaltet hätten, wenn Diebitsch die Schlacht nicht abgebrochen und Praga gestürmt hätte, so läßt sich nach der fast übereinstimmenden Ansicht sowohl aller Zeitgenossen, als auch späterer Schriftsteller, die sich über die Frage geäußert haben, mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß den Russen gelungen wäre, mit dem völlig in Verwirrung geratenen Feinde *pèle mèle* nach Praga und vielleicht auch über die Brücke nach Warschau einzudringen. Daß aber eine Eroberung Pragas mit einer Beendigung des ganzen Krieges gleichbedeutend gewesen wäre, das lehrt der Gang jenes klassischen Suworowschen Feldzuges vom Jahre 1794; dieser geniale Feldherr hatte den richtigen strategischen Scharfblick, in Eilmärschen direkt auf sein Ziel, Praga, loszugehen, dasselbe trotz seiner geringen Streitkräfte mit stürmender Hand zu nehmen und so den Feind zum Frieden zu zwingen. Allerdings war der Sturm ein außerordentlich blutiger gewesen,

und die im Kampf entfesselte Wildheit der Soldaten hatte sich nicht zügeln lassen, so daß unter der unglücklichen jüdischen Bevölkerung Pragas ein furchtbares Gemetzel angerichtet wurde, aber dafür hatte der Sturm um 6 Uhr morgens begonnen, und bereits um 9 Uhr hat das terrorisierte Warschau um Gnade und Frieden. Es war ein beispiellos rascher strategischer wie politischer Erfolg, den Ssuworow in seiner berühmten lakonischen Botschaft an die Kaiserin Katharina II. in den Worten: „Hurra, Warschau ist unser“ zusammenfaßte. Aus diesem klassischen Beispiel können wir also den Schluß ziehen, daß Diebitsch durch einen Sturm auf Warschau den ganzen Krieg beendet hätte, und wir können weiter schließen, daß die schlimmen Folgen, welche für die Russen doch früher oder später eintreten mußten, dann vielleicht weniger harte gewesen wären, als, nachdem die beiderseitige Erbitterung durch den fortgesetzten Krieg noch um ein erhebliches gesteigert worden war. Die einzige abweichende Ansicht über die Frage, wie die beiderseitigen Chancen beim Abbruch der Schlacht standen, auf die ich unter den zeitgenössischen Stimmen gestoßen bin, vertritt der mehrfach erwähnte General Prondzinski in seinem „Mémoire historique et militaire sur la guerre de Pologne en 1831“, indem er die Chancen der Russen als weit weniger günstige darstellt und die Ansicht ausspricht, als ob die Polen noch vollständig imstande gewesen wären, Praga zu halten, und Diebitsch infolgedessen militärisch ganz richtig gehandelt habe, als er den Kampf einstellte; doch scheint mir diese Ansicht Prondzinskis, der im übrigen verhältnismäßig objektiv urteilt, immerhin vom Parteistandpunkt beeinflusst zu sein. Gesezt also, Diebitsch hatte die Möglichkeit, den Russen sofort niederzuwerfen, was für ein Motiv kann ihn dazu bewogen haben, den Sturm zu unterlassen? Über diese Frage ist viel gestritten worden. Einige meinen, der Feldmarschall habe die Befestigung Pragas für stärker gehalten, als sie in der Tat war, andere wieder nehmen an, er habe sich vor der Wiederholung der Schrecken des Ssuworowschen Sturmes von 1794 gefürchtet. Diese letztere

Ansicht scheint in jüngster Zeit eine authentische Bestätigung gefunden zu haben: im vorigen Jahr (1895) wurden nämlich im „Russki Archiv“ Aufzeichnungen des Grafen Bencendorff veröffentlicht (wie ich vermute das Resultat von Forschungen, welche der Herausgeber jener Monatsschrift, Herr Bartenjew, in Schloß Fall angestellt hat), in welchen Bencendorff dem Feldmarschall Diebitsch für sein Verhalten in der Schlacht bei Grochow bittere Vorwürfe macht. „Als Diebitsch seine Kolonnen gegen die Befestigungen von Praga führte, schreibt Bencendorff, gab ihm ein General den Rat, den Angriff einzustellen, um Blutvergießen zu vermeiden, und er hatte die Schwachheit ihm zu willfahren. Diebitsch wollte niemals den Namen dieses Generals nennen und nahm dieses Geheimnis mit sich ins Grab (er starb bekanntlich noch während des Feldzuges im Mai 1831 an der Cholera); erst auf dem Totenbett hat er dem Grafen Orlow gesagt: „Man hat mir diesen verderblichen Rat gegeben; indem ich demselben folgte, habe ich mich vor dem Kaiser und vor Rußland vergangen. Der Oberkommandierende verantwortet allein für alle seine Handlungen.“ Wie es weiter in den Bencendorffschen Aufzeichnungen heißt, glaubte man, daß jener General, den Diebitsch nicht nennen wollte, der Großfürst Konstantin selbst gewesen sei, der durch den Anblick der Stadt Warschau, mit der sich für ihn so viele Erinnerungen und Gewohnheiten verbanden, gerührt, dem Feldmarschall den Gedanken der Schonung eingegeben habe¹⁾. Wenn wir uns nun der oben entwickelten Ansicht anschließen und annehmen, Diebitsch habe sich aus Abscheu vor den Greueln eines Blutbades, also aus einem zweifellos sittlichen Motiv abhalten lassen, Praga zu stürmen, und die oben erwähnten verderblichen Folgen dem gegenüberstellen, so ist das nichts anderes als ein Beweis für den historischen Erfahrungssatz, daß das sittlich gute Motiv allein, durch welches sich eine

¹⁾ Dieser Auffassung tritt Ch. Schieman in seinem kürzlich erschienenen III. Bande der Geschichte des Kaisers Nikolai I. auf das Entschiedenste entgegen.

Persönlichkeit leiten läßt, noch niemals eine Garantie dafür geboten hat, daß die historischen Folgen der Handlung jener Person auch tatsächlich zum Wohle der Mitmenschen ausfallen, während man die speziell militärische Lehre, welche sich aus dem Gange der Schlacht ergibt, in dem Satz zusammenfassen kann, daß ein taktischer Erfolg mit einer strategischen Niederlage gleichbedeutend sein kann.
